

# Ostpreußen

Biographie einer Provinz

von  
Hermann Pölking

1. Auflage

Ostpreußen – Pölking

schnell und portofrei erhältlich bei [beck-shop.de](http://beck-shop.de) DIE FACHBUCHHANDLUNG

Thematische Gliederung:

Kultur- und Ideengeschichte

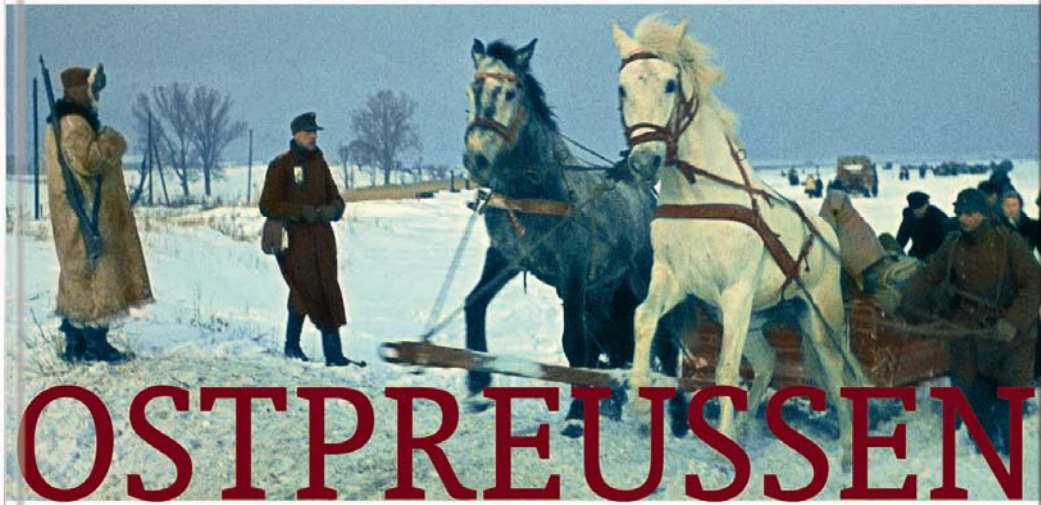
be.bra Verlag 2011

Verlag C.H. Beck im Internet:

[www.beck.de](http://www.beck.de)

ISBN 978 3 89809 094 0

Hermann Pölking



# OSTPREUSSEN

Biographie  
einer Provinz



be.bra verlag

**Hermann Pölking**

# **Ostpreußen**

**Biographie einer Provinz**

**- Inhalt und Leseproben -**

**be.bra verlag**

**Hermann Pölking**  
**Ostpreußen**  
**Biographie einer Provinz**

**ca. 920 Seiten, ca. 200 Abb., geb./SU, ca. 29,95 €**  
**Erscheinungstermin: September 2011**

Ostpreußen ist bis heute ein Mythos. Mehr und mehr erwacht das Interesse auch bei den jüngeren Generationen, den Kindern und Enkeln derjenigen, die selbst noch im Land zwischen Nogat und Memel gelebt hatten, bevor diese Provinz als Folge des von Hitler entfesselten Krieges aufhörte, ein Teil Deutschlands zu sein.

Dem neuen Interesse kommt Hermann Pölking mit einem Buch entgegen, das die Geschichte Ostpreußens nicht nüchtern-wissenschaftlich aufarbeitet und nicht heimattümelnd verklärt, sondern sie auf ungewöhnliche Weise erlebbar und verständlich macht. Der Autor verwebt unzählige Augenzeugenberichte, Anekdoten und Erinnerungen mit historischen Fakten und Analysen zum Panorama einer mehr als 700jährigen Geschichte. Er schöpft aus über 120 biografischen und autobiografischen Zeugnissen bekannter und unbekannter Ostpreußinnen und Ostpreußen, aus hunderten von Quellen der Heimatliteratur der letzten zwei Jahrhunderte und aus Monographien zu allen Einzelaspekten des Lebens in der Provinz. Das Echo seines Interesses reflektiert neben dem Politischen auch viel Alltägliches, das er beispielhaft und plastisch beschreibt. Sein Buch ist lokal, regional und – trotz aller sachlichen Distanz – aus den Quellen heraus emotional erzählt, weil es die Nähe zu den Biographien der Menschen sucht.

Auf dem Weg durch die Jahrhunderte, Jahrzehnte und Jahre von den Anfängen im 13. Jahrhundert bis zum Entrücken Ostpreußens in Geschichte und Erinnerung nach 1945 verdichtet sich die chronologische Erzählung des Autors immer mehr. Im 20. Jahrhundert widmet sie sich ausgiebig den Details. Wie kam in einer Grenzregion der Krieg ins Land? Wie wütete der Nationalsozialismus bis zuletzt unter seinen Opfern und Gegnern? Wie überschreitet ein Millionenheer eine Demarkationslinie? Wie begannen die Rinnsale des Aufbruchs überall in der Provinz zur großen Bevölkerungswanderung der Ostpreußen zu werden? Wer regelte den Exodus auf Frischem Haff und Nehrung in den Tagen des Januar, Februar und März 1945?

Dem chronologischen Erzählstrang stellt der Autor ein längeres Panorama voran. Es führt den Leser durch die Landschaften und Regionen Ostpreußens und erschließt die Geographie von Weichselniederung, Oberland, Masuren, Nördlichem Ostpreußen, Memelland, Samland, Natangen und Barten sowie den beiden Haffs und ihre Nehrungen. Weil diese Beschreibung Ostpreußens auch das mitliefert, was in Deutschlands Schulen nicht mehr gelehrt wird und der Anspruch an Allgemeinbildung nicht mehr verlangen kann, ist es ein Buch für eine neue Generation historisch Interessierter. Sie werden es mit Interesse und Neugier lesen, auch wenn sie nicht – wie fast ein Fünftel der Deutschen – genealogische Wurzeln zwischen

Weichsel und Memel haben. Das Buch will Ostpreußen nicht in die Aktualität zurückholen, aber, wie der Autor schreibt: „Es verortet in der Geschichte, durch Nachrichten, aus Zeugnissen und Erinnerungen. Damit Ostpreußen unvergessener Teil unserer deutschen Geschichte bleibt.“

### Zum Autor



**Hermann Pölking**, geboren 1954 in Bremen, aufgewachsen in Vechta, Südoldenburg, studierte Publizistik in West-Berlin, wo er ab 1979 Gesellschafter und Mitarbeiter beim Verlag Elefanten Press war. Seit 1983 ist er Lektor, Herausgeber und Autor von Büchern zu Technikgeschichte und Alltagskultur. Sein Spezialgebiet ist die Geschichte deutscher Länder. Seit 1998 hat er im Projekt „Zeitreise Deutschland“ unzählige Filmquellen recherchiert, aus denen über 32 Filmchroniken zu historischen deutschen Ländern und Regionen hervorgegangen sind. Im Oktober 2005 erschien die Dokumentation „Die Deutschen 1815 bis heute“ (Piper Verlag). Hermann Pölking lebt zur Zeit in Bremen und Berlin. Wenn er nicht an Büchern schreibt, produziert er Dokumentationen für das Fernsehen und sammelt weiterhin historische Film- und Fotoquellen.

## INHALTSVERZEICHNIS

### PANORAMA EINER PROVINZ

#### Die Menschen und die Verhältnisse

- Verortung Ostpreußens - Ein Land, das ferne leuchtet*
- Das ist Ostpreußen - Provinz in Deutschland und in Preußen*
- Ostpreußische Buntmischung - Eine etwas seltsame Bevölkerung*
- Fünf Jahreszeiten und kein Sommer - Ostpreußischer Wetterbericht*
- Das Siedlungs- und Landschaftsbild - China, Moskau, Japan*
- Den Strömen das Land - Ost- und westpreußisches Flussbrevier*
- Grenzen an der Hintertür - Die fremden Nachbarn*

#### Bereisung einer Provinz aus der Erinnerung

- Das Oberland - Paradies der Begüterten*
- Das Ermland - Ostpreußischer Herrgottswinkel*
- In Masuren - Heiliges Land der Sprachverderber*
- Preußisch-Litauen - Richtig in Ostpreußen*
- Das Memelland - Öde, verlassen, großartig*
- Die Elchniederung - Am Weltende*
- Das Samland - Sommerfrische im Bernsteinland*
- Königsberg, die Stadt in der Provinz - Ertrinken in einem Meer von Licht*
- Die Kurische Nehrung - Wundersamer Kramladen im Wüstenexil*
- Natangen und Barten - In guten Kreisen*
- Westpreußen in Ostpreußen - Ein anderes Land*

#### Heimatland und Muttersprachen

- Das Astpraißische - O mein Jottchen*
- Das Polnische und seine Sprecher – Masuren, Polen oder Preußen?*
- Die oft Litauisch und wenig Kurisch sprechen - Sprachen für die Jahreszeiten und Haff-Fischer*

### VOM STAMMESLAND ZUR PROVINZ

#### Prußen und Preußen

- Die Ureinwohner - Auf Mission im Prußenland*
- Polnische, litauische und russische Reiche - Auf schlechte Nachbarschaft!*
- Nachbar Polen - Polnische Verhältnisse*
- Der Deutsche Orden - Die Preußenmacher*
- Das Großreich der Litauer - Urige und heidnische Nachbarn*
- Das Königliche Preußen im polnisch-litauischen Staat - Preußen zweigeteilt*
- Das Herzogtum Preußen - Die Privatisierung eines Ordens*

## **Hohenzollern-Land**

*Brandenburger Hohenzollern - Preußen kann Könige machen*  
*Eine Kürbishütte in Königsberg - Eine Liebe in Zeiten von allerlei Noth*  
*Kantograd - Alles hatte seine bestimmte Zeit*  
*Neue Siedler nach der Großen Pest - nationes confundiert*  
*Ostpreußen im Siebenjährigen Krieg - Russische Offiziere und rare Talente*  
*Die drei Teilungen Polens - Wie in Preußen West zu Ost kommt*

## **Krieg und Sieg**

*Napoleon, Bauernbefreiung und Befreiungskriege - Im Donner der Schlachten*  
*Bauernbefreiung, Regulierung und Separation - Butter, Eier und Speck für den Kondukteur*  
*Napoleons Russlandfeldzug und die Befreiungskriege - Große Armeen in Ostpreußen*

## **Vom Liberalismus zum Nationalismus**

*Das Selbstbewusstsein der Ostpreußen - „Schwört nicht!“*  
*Revolution und Revolutionäre in Ostpreußen - Das Unglück der Könige*  
*Ostpreußen in den deutschen Einigungskriegen - Der König fährt Mist*

# **KAISERREICH**

## **Ostpreußens Gesellschaft im Kaiserreich**

*Teil des Deutschen Reichs - Kühn nach Deutschland*  
*Politik und Parteien im Kaiserreich - Das Gift der Demokratie*  
*Das liberale Königsberg - Stadt der reinen Vernunft und der schmutzigen Straßen*

## **Staatsaufgaben**

*Die feierliche Größe des Krieges - Ostpreußen und das Militär*  
*Eisenbahnen und Chausseen - Gewinn für eine arme Provinz*  
*Öffentliche Dienste in Ostpreußen - Die immer zu spät kommen*  
*Schule, Schüler und Schulmeister - Eine schlagfertige Lehrerschaft*

## **Wirtschaftliche Verhältnisse**

*Landwirtschaft in Ostpreußen - Von Menschen und Tieren*  
*Pferdezucht und Pferdehandel in Ostpreußen - Volles, halbes und kaltes Blut*  
*Die Industrialisierung Ostpreußens - Industriebioniere und Zigarrenmädchen*

## **Glaubensangelegenheiten und andere Überzeugungen**

*Die Protestanten - Lutheraner, Reformierte, Sektierer*  
*Die Katholiken Ostpreußens - Glaube, Politik, Nation*  
*Ostpreußens Juden im Kaiserreich - Schön gewachsene Männer*  
*Die Sozialdemokratie - Redefeldzüge gegen Alkohol und Großagrarier*

## **Heimatkunde**

*Aus- und Abwanderung aus Ostpreußen - Verlorene Menschen in neuer Heimat*  
*Alltägliches – Schwere Zeiten*  
*Krankheiten, Todesfälle, Beerdigungen - Der Tod stört das Leben nicht*

## **DER ERSTE WELTKRIEG**

### **Der Beginn des Ersten Weltkriegs in Ostpreußen**

*Aufstellung zur Schlacht - Ostpreußen in Front nach Osten*  
*Ein Krieg im Fernen Osten Deutschlands – Aufmärsche und Vorstöße*  
*Gefecht von Stallupönen und Schlacht bei Gumbinnen – Niederlagen und Rückzüge*

### **Tannenberg - Wie Geschichte gemacht wird**

*Im Sonderzug zur Schlacht - Erich Ludendorff und Paul von Hindenburg*  
*Aufmarsch zur Schlacht*  
*Sieger und Besiegte*  
*Tod eines Feldherrn*  
*Die Folgen*

### **Der Krieg im Osten und die Revolution**

*Die östlichste Front - Herbstoffensiven und Winterkrieg*  
*Die Winterschlacht in Masuren – Kaiser, Generalfeldmarschall und ein Telefonfräulein*  
*Was vom Kriege übrig bleibt – Tote Helden und große Männer*  
*Kriegsalltag und Wiederaufbau - Ein entfernter Krieg*  
*Die Novemberrevolution in Ostpreußen - Revolutionäre Mächte und alte Herren*

## **DIE WEIMARER REPUBLIK**

### **Ostpreußen, Westpreußen und Polen**

*Das neue Polen – Eine feindliche Nachbarschaft*  
*Die Abstimmungen – Ein unbegreiflicher Hass*  
*Danzig und der Korridor – Die Insel Ostpreußen*

### **Große und nicht ganz so große Politik**

*Litauen, Ostpreußen und das Memelgebiet - Ein Gefühl des Unbehagens*  
*Politik in Ostpreußen 1919 bis 1929 - Das unerwünschte Geschenk der Demokratie*

### **Wirtschaft, Alltag und Kultur in der Weimarer Republik**

*Inflation und Wirtschaftskrise - Ein wirtschaftliches Notstandsgebiet*  
*Alltägliches in den Jahren der Weimarer Republik - Musik in Baumkronen*



## **OSTPREUSSEN IM NATIONALSOZIALISMUS – DIE FRIEDENSJAHRE**

### **Die Herrschaft der NSDAP**

*Das Aufkommen des Nationalsozialismus - Hochburg des Nationalsozialismus  
Die Herrschaft der NSDAP in Ostpreußen - Kribbelig für den Führer*

### **Gegner, Opfer, Täter und Mitläufer**

*Widerstand und Distanz - Schweigende Mitwisser und mutige Bekenner  
Antisemitismus und Judenverfolgung - Boykotte, Pogrome, Morde*

### **Wirtschaft und Alltag im Nationalsozialismus**

*Gewerbe, Landwirtschaft und Siedlung - Ostpreußen nach Plan  
Ostpreußischer Alltag im Nationalsozialismus - Etwas von Hammer und Sichel*

### **Ostpreußen und die Expansionspolitik des Nationalsozialismus**

*Das Memelland 1935 bis 1939 - Muttchen hat dem Buttgeret vergessen!  
Aufrüstung und Wehrmacht in Ostpreußen - Wehrersatz in Wellen*

## **DER ZWEITE WELTKRIEG**

### **Der Krieg gegen Polen**

*Mobilmachung - Die Heimat ist Front  
Der Überfall - Du sollst nicht töten!  
Soldau, Stutthof, Zichenau - Die Täter und ihre Opfer*

### **Der Feldzug im Osten**

*Nazi-Quartiere und Reviere - Wolfschanze, Hegewald, Mauerwald, Reichsjägerhof  
Der Krieg gegen die Sowjetunion - Wenn's feierlich wird  
Menschenjäger - Mörder, die über die Grenze kommen*

### **Heimatfront**

*Kriegsgefangene, Zwangs- und Zivilarbeiter - Menschen mit unterschiedlichem Wert  
Ostpreußischer Alltag im Krieg - Frontfern und männerleer  
Die Ermordung der ostpreußischen Juden – Fort waren sie*

### **Das Jahr 1944**

*Unruhe vor dem Sturm - Der Krieg kommt über die Grenze  
Das Attentat in der Görlitz - Dem Führer passiert schon nichts  
Juli 1944 - Die Flucht beginnt  
August 1944 - Die Rote Armee an der Grenze  
Luftkrieg über Ostpreußen - Der Untergang Königbergs  
Wolkenschatten – Der Partisanenkrieg  
Oktober 1944 - Die Herbstoffensive der Roten Armee  
Volkssturm, Görings und des Führers Soldaten - Das letzte Aufgebot  
Ruhe vor dem Sturm - Absurdes Silvester*

## **DAS ENDE EINER PROVINZ**

### **Die Januaroffensive der Roten Armee - Vormarschstraßen und Fluchtwege**

*Angreifer und Verteidiger - Der größte Bluff seit Dschingis Khan*

*Der Angriff im Norden – Immer wieder Stellungswechsel*

*Der Angriff im Süden –Flucht über die Weichsel*

### **Im Kessel Ostpreußen**

*Die Flucht über das Haff - Der vorletzte Ausweg*

*Flucht über das Eis - Die Gedanken wollen rückwärts*

*Der Heiligenbeiler Kessel - Mit dem Rücken zum Haff*

### **Deutsche und sowjetische Kriegsgräuel**

*Verbrechen im Angesicht des Untergangs - Die Toten vom Bernsteinstrand*

*Terror und, Rache und Vergeltung - Töte den Deutschen!*

### **Das Kriegsende in Ostpreußen**

*Königsberg – Im Zustand der Euphorie*

*Die Flucht über die Ostsee – Im nassen Massengrab*

*Die Festung Königsberg – Bohnenkönige und Alarmeinheiten*

*Die Armee Ostpreußen – Kriegsende im Samland und der Weichselniederung*

## **Unredigierte Leseproben**

## ***Fünf Jahreszeiten und kein Sommer - Ostpreußischer Wetterbericht***

Der Waldmensch Ernst Wiechert ist kein Königsberg-Enthusiast. Und wenn der sensible Mann von Kälte spricht, redet er nicht nur vom Wetter. „Der eisige Wind meiner Heimat ging durch die Straßen“ erinnert er sich in „Eine Jugend in Ostpreußen“ an die Provinzhauptstadt.<sup>1</sup> Auch Erich Pfeiffer-Belli lassen in Königsberg wohl nicht nur Minus-Grade, sondern auch die politische Geographie frösteln. „Die Stadt ließ einen die Nähe Rußlands besonders stark empfinden, vor allem an den Winterabenden, wenn hoher Schnee lag, der Wind ohne Unterbrechung aus Nordosten blies und den sternensäten Himmel von Wolken reinhielt.“<sup>2</sup>

Ostpreußen kann ein kaltes Land sein. Horst Biernath (\*1905; †1978) ist auch Schriftsteller und Ostpreuße. Er ist in Lyck geboren, aufgewachsen aber in Königsberg und Braunsberg. Zur deutschen Sprache hat er ein geflügeltes Wort beigetragen: „Vater sein dagegen sehr“. Sein Roman wird 1957 mit Heinz Rühmann und Marianne Koch verfilmt. Der Schriftsteller Biernath ist vom leichten Fach. Er erinnert ein Bonmot „Es gab Leute, die vom ostpreußischen Jahresablauf zu behaupten wagten, es gebe hier neun Monate Winter und drei Monate keinen Sommer.“<sup>3</sup> Ein Mann aus dem mediterranen Korsika ist im Urteil um zwei Monate gnädiger, als er sich auf St. Helena an die Zeit in Ostpreußen vom Februar bis Juli 1807 erinnert: „Sieben Monate Winter und kein Sommer.“ Napoléon Bonaparte (\*1769; †1821) zieht sich angesichts des ewigen Winters oft mit seiner Geliebten, der jungen polnischen Gräfin Maria Walewska (\*1786; †1817), in die Federbetten des Schlosses Finckenstein des Burggrafen zu Dohna-Schlobitten zurück. Das ungewohnte, dem Kaiser der Franzosen bald verhasste nordische Klima, und der unabsehbar lange Winter mit den vielen Witterungsumschlägen gefährdet auf Monate nicht nur seine eigene Behaglichkeit, sondern auch die Kriegstüchtigkeit seiner Armee.

Napoléon hat in Ostpreußen 1807 seine Lektion nicht gelernt, sonst wäre er nur sechs Jahre später nie nach Moskau gezogen. Lovis Corinth weiß, aus was die Kälte kommt. „Dort im Norden ist ein Winter ein ganz anderer Zeitraum, als man es sich im übrigen Deutschland denkt. Der Wind von Russland läßt Flüsse und eigentlich alles erstarren.“<sup>4</sup> Bei strengen Minusgraden wurde es nur für die Schulkinder gemütlich, weiß Corinth zu berichten: „Die Schule gab, wie im Sommer bei zu großer Hitze, ebenso bei allzu großer Kälte, oft sogar mehrere Tage hintereinander, Kälteferien.“

Kälteferien, ja! Aber hitzefrei? Können da die Bonmots von „keinem Sommer“ stimmen? Die Ostpreußen wissen es genauer. Die Provinz hat lange, strenge Winter, einen schnellen Frühlingsübergang, kurze heiße Sommer und schöne und häufig im Innern der Provinz ausdauernde Herbstwochen. Für den Kreis Lötzen in Masuren gilt wie für die ganze Provinz: „Der Juni bringt in der zweiten Hälfte sehr warme Tage und damit einen schroffen Übergang zum Sommer. Juli und August haben die höchsten Wärmegrade aufzuweisen. Die hohen Durchschnittstemperaturen in diesen Monaten bleiben hinter denen Mittel- und Westdeutsch-

lands nicht zurück; überhaupt ist der Sommer in Ostpreußen gegenüber den westlichen Gebieten Deutschlands durch eine sehr viel intensivere Sonnenbestrahlung gekennzeichnet. So hatte Lötzen im Jahr 1935 eine Sonnenscheindauer von 1.675 Stunden, Königsberg 1.577, Aachen 1.140 Stunden.“<sup>5</sup>

Für Erich Pfeiffer-Belli ist Königsberg immer am schönsten im Sommer. „Dann spürte man die nahe See, und das bunte glückliche Treiben auf den Bahnsteigen, von denen aus man an den Strand fuhr, war von unbeschwerter Jugendlichkeit. Königsberg genoß seinen Sommer mit den hellen Nächten, die der laute Schlag des Sprossers quälend-sehnsüchtig durchlärmte.“<sup>6</sup>

Das mittlere Klimabild Ostpreußens im Jahresverlauf weist gegenüber der Mitte und dem Westen Deutschlands erhebliche Unterschiede auf. In Memel scheint die Sonne am häufigsten im Deutschen Reich. Die Stadt hat 400 Stunden Sonnenschein mehr als Aachen.<sup>7</sup> Sie kann sich mit dem Schweizer Tessin messen. „1926-1937 wurde im Durchschnitt eine Sonnenscheindauer von über 1.700 Stunden jährlich ermittelt, wobei auf die Monate Mai bis September 1.169 Stunden entfielen. Kopenhagen hatte in der gleichen Zeit nur 1.200 Stunden Sonnenschein im Jahr, in den Sommermonaten sogar nur 825 Stunden. Lugano (Tessin) kommt zwar auf 2.227 Stunden Sonnenschein jährlich, hat aber von Mai bis September auch nur 1.200 Stunden und damit etwas mehr als Memel.“<sup>8</sup> 68 Tage im Jahr wird in Memel eine Durchschnittstemperatur von 15 Grad gemessen. Die Sonnenscheinstadt muss aber auch mit durchschnittlich 160 Regentagen im Jahr leben.

Beständiger als in anderen Teilen Deutschlands ist das Wetter im Herbst. Er beginnt zumeist mit mehreren schönen Wochen von Anfang September bis Mitte Oktober. Der September ist in Ostpreußen der wetterbeständigste Monat. In Königsberg herrscht ein anderes Wetter als im Innern der Provinz. Im Oktober 1938 sind die Tage schon früh sehr kalt und unfreundlich. Die Schriftstellerin Marie Luise Kaschnitz erlebt 1938 in ihrem sechsten Jahr in Königsberg ihren ersten Herbstanfang im Samland. In den Jahren zuvor war die Familie auf Reisen. „Der Herbst ist nicht wie in Baden ein farbiger leuchtender Aufschwung zum Ende hin. Die Traurigkeit des Novembers ist schon in den grauen, windigen Tagen, die Blätter sind nicht golden, sondern braun, müde, verknittert.“<sup>9</sup>

Ab Mitte Oktober verschlechtert sich die Witterung. Es tritt ein feuchtkaltes Wetter ein. „Zum Monatsende künden vereinzelte Schneeschauer schon den nahenden Winter. Trübe, regnerisch, mitunter auch stürmisch zeigt sich der November. Frostperioden folgen auf Tauwetter in raschem Wechsel. Erst um Weihnachten herum trifft beständiges Frostwetter ein.“<sup>10</sup> Die Lehrerin und Schriftstellerin Agnes Harder (\*1864; †1939) kann in Preußisch Holland die Winter – „ritsche, ratsche!“ - hören, „denn knirschte die Säge, so wusste ich, der Winter kam bald. Dann wurde das Tor aufgemacht und die Fuhre Torf hereingebracht, und mein Vater ging herunter und beobachtete, wie der Bauer in seinem Pelz den Torf in die großen grünen Weidenkörbe zählte und 100 nach 100 in den Stall gebracht wurden.“<sup>11</sup>

Im ostpreußischen Winter hat Alexander Fürst zu Dohna-Schlobitten festgestellt, dass der Pferdeschlitten dem Kraftwagen noch lange überlegen ist. „Es gab unangenehme Schlitten-

fahrten bei eisigem Wind oder auch bei Schneesturm, der mitunter meterhohe Schneefälle auftürmte. Meist fuhr man über diese bizarren Gebilde einfach hinweg; das Durchschaufeln der Schneewehen wurde erst mit dem zunehmenden Autoverkehr in den zwanziger Jahren erforderlich. Vor dem Ersten Weltkrieg ließen die wenigen Autobesitzer aus dem Lande ihre Wagen im Winter stehen.“<sup>12</sup> „Schlittenfahrten waren andererseits für alle Beteiligten sehr reizvoll. Die Pferde bekamen für Schlittenfahrten stets eine Glocke an das Sattelzeug gebunden. Das helle Gebimmel der Glocken war in solcher Winterzeit weit über die verschneite Landschaft zu hören“,<sup>13</sup> erinnert sich Alfred Schiedat, der Sohn eines Kleinbauern, in seiner Geschichte des ostpreußischen Dorfes Bumbeln im Kreis Gumbinnen. „Bei regelmäßigem, reichlichem Schneefall in unserer Gegend waren ... alle Straßen und Wege in Bumbeln schwer zu befahren. Ohne Schlitten war an eine Beförderung von Lasten, z.B. Dungfahrten, nicht zu denken.“<sup>14</sup>

Sind die Ostpreußen zu Scherzen aufgelegt, behaupten sie, es gebe in ihrer Provinz nur einen einzigen garantiert frostfreien Monat, den Dezember. Denn üppiger Schneefall und starker Frost setzen meist erst nach Weihnachten ein.<sup>15</sup> Januar und Februar sind dann die kältesten Monate.<sup>16</sup> Flüsse und Seen bedeckt monatelang, oft bis in den April hinein, eine feste Eisdecke. Schneestürme fegen über Wiesen und Felder. Aber das Frostwetter ist trocken und beschert den Menschen auch schöne klare Tage mit Sonnenschein.<sup>17</sup> Der Südosten Masurens ist über 100 Tage mit einer Schneedecke bedeckt. In Westdeutschland liegt nur etwa 20 Tage, an der Oder etwas über 50 Tage Schnee.

Marggrabowa im Kreis Oletzko im nordöstlichen Masuren ist die kälteste Stadt Deutschlands. 155 Tage im Jahr fallen die Temperaturen unter 0 Grad, in Königsberg aber nur an 111 Tagen. Klausen im Kreis Lyck hat 54,7 Eistage, an denen die Temperaturen ständig unter dem Gefrierpunkt bleibt - gemessen über einen Zeitraum von 20 Jahren - Königsberg aber nur 43,4 Tage. In Marggrabowa liegt die Jahresmitteltemperatur bei +5,7 Grad, in Königsberg bei +6,7 Grad. München hat ein Jahresmittel von +7,4 Grad, Berlin sogar von +9,0 Grad.<sup>18</sup>

Während in Masuren bereits kontinentales Klima herrscht, beschert die Ostsee Königsberg, dem Samland, dem flachen Norden bzw. Nordwesten der Provinz ein milderes Seeklima. Das der Kreis Goldap im Osten ein anderes Klima als die Küstenregion hat, erfährt die Bahnverwaltung in jedem Winter, wenn sich die Lokomotiven auf der Bahnstrecke von Blindgallen nach Szittkehmen in der Rominter Heide festgefahren haben. „Wegen der Höhenlage einerseits und der langen Einschnitte andererseits war sie im Winter sehr schnell verschneit. Wenn die Eisenbahndirektion in Königsbergs von uns hörte, dass auf dieser Strecke schon Vorspannlokomotiven und Schneeflüge eingesetzt wurden, wunderte man sich dort sehr, da sonst nirgends in Ostpreußen solche Schwierigkeiten so früh auftraten.“<sup>19</sup>

Aber auch im sämländischen Königsberg kann das Wetter extrem werden. Der in Pillau und Königsberg aufgewachsene Dichter Ernst Wichert (\*1831; †1902), erinnert sich im Alter an kalte Zeiten und kindliche Winterfreuden in den 1840er Jahren im Samland: „In einem Winter stellte sich überraschend so starker Frost ein, dass das Tief bis weit in die See hinaus gefror, was seit Menschengedenken nicht geschehen war und sich auch meines Wissens seit-

dem nicht wiederholt hat. Drei Tage lang war das Eis so haltbar, dass man nach der Nehrung hinübergehen und auf der spiegelblanken Fläche Schlittschuh laufen konnte. Ganz Pillau war auf dem Eise.“<sup>20</sup>

Unvergessen ist der „Eiswinter 1929“. Am 9. Februar 1929 werden in Marggrabowa/Treuburg -42,0 Grad gemessen. Das gilt als der ewige Kälterekord in Deutschland. Der Jahrhundertwinter beginnt in Ostpreußen spät erst am 15. Januar 1929. An diesem Tage hat der Rechtsanwalt und spätere Vertriebenenfunktionär Linus Kather (\*1893; †1983) in der Nähe von Gerdauen eine Treibjagd auf Hasen mitgemacht. „Unser Glück war es, daß wir gegen die Gewohnheit das Schlüsseltreiben ziemlich früh verließen, denn unterwegs begann es derartig zu schneien, daß wir für die beiden letzten Kilometer vor Königsberg drei Stunden gebraucht haben. So schafften wir es, während hunderte von Kraftwagen damals monatelang in der Provinz festgehalten wurden.“<sup>21</sup> Der Schnee bedeckt noch Wald und Flur. In der großen und anhaltenden Kälte mit mehr als 40 Grad unter Null verlieren die Rehe in Kathers eigenem Revier im Hegewald bei Seeburg im Kreis Rößel die Scheu vor den Menschen und suchen in ihrer Nähe Hilfe. Von den 400 Rehe, die Kather im von ihm gepachteten Hegewald vermutet, werden 65 erfroren aufgefunden. „Es wurden längst nicht alle entdeckt, und das Wirken der Füchse darf man auch nicht außer Betracht lassen.“<sup>22</sup>

Der Kantor Paul Boldt ist ein Chronist seines Heimatdorfes Tharau im Kreis Preußisch Eylau. „Solche Temperaturen, wie er brachte, hatte von den Lebenden gewiß in Tharau noch niemand gespürt; denn am 10. Februar 1929 zeigte mein zuverlässiges Minimumthermometer am Schulhause -36,4 Grad. An weniger geschützten Stellen unseres Dorfes hatte man 40 und 41 Grad unter Null gemessen. Schnell weckte ich meinen Kollegen Pottschien mit der Begründung, er dürfe sich diese Sensation nicht entgehen lassen und bald lustwandelten wir beide fröhlich und bewundernd in der klaren, reinen Winterluft. Mir war zu Mute, als ob ich auf einen andern Planeten versetzt sei. Dieser prachtvolle Morgen ist uns beiden Naturfreunden unvergessen geblieben.“<sup>23</sup>

Der Pfarrer des Seebades Kahlberg auf der Frischen Nehrung, Ernst Froese, hat im Juni 1930 den Eiswinter des Vorjahres nicht in so prachtvoller Erinnerung: „Für die Fischer war der Winter 1928/29 ein sehr großer Fehlschlag. Bis zum Neujahrsfest war der Fang nur mäßig. Nach dem 1. Januar 1929 setzte langanhaltender, sehr scharfer Frost ein. Nicht bloß das Haff fror zu, sondern auch die See. Wir erleben fast jedes Jahr, dass die See am Rande voll Eis liegt, das aus der Weichsel bei Weststrom herübergetrieben wird und sich am Rande festsetzt. Diesmal aber geschah etwas, worauf sich die ältesten Leute nicht besinnen konnten, dass sie's schon einmal erlebt hätten. Die See fror zu. Anfangs vielleicht nur 1/2 km breit, so dass man hinten noch das offene Wasser sehen konnte. Dann verschwand auch dieser Wasserstreifen und, soweit das Auge sehen konnte, war eine weiße tote Masse, wo sonst die Wellen und Wogen ihr lustiges Spiel treiben. Das blieb wohl 10 Wochen lang so, - immer dasselbe starre Bild, - weiß - tot. Es konnte einem Angst werden vor diesem Wintertod. Die Fischer standen manches Mal auf den Dünen und schauten, ob nicht Bewegung käme in diese Eismassen. Sie rührten sich nicht. Die Räuchereien standen still und verlassen, kein

Schornstein rauchte, kein Gesang der arbeitenden Mädchen war zu hören. Der Winter hielt alles in seinem strengen Bann.“<sup>24</sup> Am Frühlingsanfang 1929 liegt das Eis des Haffs noch ganz fest. Allmählich fängt das Eis an, sich zu rühren. Es setzt sich zusammen und schiebt sich zu Eisbergen. Dann wird es nach einigen Tagen vom Südwind fortgetrieben und der Strand eisfrei. Die Fischer von Kahlberg und Tolkemit können ihren Beruf wieder ausüben.

In der Memelniederung hat man eine eigene fünfte Jahreszeit. Für sie haben die Menschen im Memelland und in der Elchniederung ein besonderes Wort: „Schaktarp“. Die Dokumentarfilmerin, Journalistin und Autorin Ulla Lachauer (\*1951) erklärt es. „Das heißt ‚zwischen den Zweigen‘ und ist ein Bild für den Zwischenzustand - nicht fest, nicht flüssig, nicht gangbar, nicht schiffbar. Das Wort kommt aus dem Litauischen, ist wohl auch mit einem altpreußischen verwandt.“<sup>25</sup> „Schaktarp“ ist der Zustand der „Wegelosigkeit“, die man beim russischen Nachbarn „Rasputiza“ nennt. Noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts kommen bei Hochwasser und „Schaktarp“ jedes Jahr Menschen ums Leben.

Im Frühjahr sind im Memeldelta die Überschwemmungen abhängig von der Schmelzwassermenge, die in das Haff fließt. Bei viel Schmelzwasser ist das schmale Memeler Tief nicht imstande, die Wassermassen in die Ostsee abzuführen. Der Pegel im Haff steigt dann an und überschwemmt große Teile der Niederung. Höher gelegene Bauernhöfe ragen dann wie Inseln aus dem Wasser. Andere stehen unter Wasser. Die Bewohner müssen während dieser Zeit auf ihre Dachböden ziehen, die Möbel und auch die Tiere im Stall „hochstellen“. In der Niederung ist man dafür gerüstet und hat vorgesorgt für Mensch und Tier. Das einzige Verkehrsmittel ist jetzt der Kahn, den jeder Haushalt besitzt. „Das war die Zeit, in der die Bewohner der uneingedeichten Niederung ihr Vieh auf den Heuboden aufgestellt hatten, nur mit Booten zu ihrem Häusern gelangen konnten und deren obere Stockwerke beziehen mussten, da in den unteren Räumen das Wasser stand. In Ruß wurden auf dem Dachboden der Kirche für diese Zeit auch Särge bereitgehalten.“<sup>26</sup>

Wenn bei diesen Überschwemmungen leichter Frost einsetzt und sich eine dünne unbegehbare Eisdecke bildet, ist es nicht mehr möglich war, mit dem Kahn zu fahren. Jetzt wird das Wetter bedrohlich. Die Bewohner sitzen dann auf ihren Höfen fest. Im Notfall kann kein Arzt und keine Hebamme helfen. Die Toten können nicht beerdigt werden. Oskar Krueger erlebt die Winter in der Elchniederung. „Und dann kam der Eisgang. Ein imposanter Anblick, wenn der gegenüber niedrigstem Wasserstand um sieben Meter angestiegene Strom in voller Breite über alle Vorländer hinweg die Eisschollen oft in großen Tafeln dicht gedrängt herantrug, dass sie an den Brückenpfeilern sich aufbäumten und diese erzittern ließen.“<sup>27</sup> Meistens dauert der Schaktarp nur kurze Zeit. Er kann auch Wochen anhalten, wenn die Sonne am Tag das Eis zum Schmelzen bringt und es bei Frost nachts wieder gefriert. Das Tauwetter bringt die Flut. „Nach dem dem Eisgang unmittelbar folgenden Hochwasser mit Wassermengen bis 6.000 m<sup>3</sup>/sec fiel das Wasser wieder, und es folgte etwa zwei Wochen später die sogenannte eisfreie Baumflut, die nicht die Höhe der ersten Flutwälle erreichte und ihren Namen daher hatte, dass sie von dem später in den Strom gelangenen Schmelzwässern der Wälder erzeugt war.“<sup>28</sup> In den 1920er Jahren lösen Wasserbaumaßnahmen das Problem.



In Ostpreußen ist Vegetationsperiode auf nur drei bis dreieinhalb Monate beschränkt. In Westdeutschland hält sie 6 bis 7 Monate an. Besonders ungünstig ist der späte Einzug des Frühlings. Er bleibt drei bis vier Wochen hinter Westdeutschland zurück. März und April sind meteorologisch unbeständig. Kühles, trübes, regnerisches Wetter und selbst Schneetreiben wechseln mit wärmeren, sonnigen Tagen ab. Erst um den 15. Mai zieht der phänologische Frühling ein. Dann blühen Kirsch-, Apfel- und Birnbäume.

Witterungsschäden sind in Ostpreußen größer als in anderen Gegenden Deutschlands. „Bis spät in den Mai und Juni hinein wird die schnell sich entfaltende Vegetation von Kälterückfällen bedroht, die den jungen Kulturen vor allem der Baumblüte oft schweren Schaden bringen. Das in der Regel kalte und nasse Frühjahr hat zur Folge, dass der Bauer erst spät mit der Feldbestellung anfangen kann. Ihm stehen für die Frühjahrsbestellung nur etwa dreißig Tage zur Verfügung, während im Rheintal sich diese Arbeit auf siebzig Tage verteilt.“<sup>29</sup> Karl Ehlers, Gutsbesitzer im Kreis Lötzen, erinnert sich 1960, dass sich auf seinem Gut Ranten die Feldarbeiten „außerordentlich zusammendrängen, da die Bestellung fast niemals vor dem 10. April beginnen konnte und die Bestellungsarbeiten für die Wintereinsaat spätestens am 17. September beendet sein mussten. Ein Überschreiten dieses Termins bedeutete erfahrungsgemäß ein außerordentlich großes Risiko, da die Wintereinsaaten stets voll eingegrünt in den Winter gehen mussten.“<sup>30</sup> Im Mai und Juni droht eine überdurchschnittlicher Trockenheit sowie zu starker Niederschlag im August.<sup>31</sup> In manchen Jahren aber herrscht wirklich „sieben Monate Winter und kein Sommer“.

Die Dorfchronik von Tharau weiß von einigen Wetterkatastrophen zu berichten: „Kantor Boldt nennt neben den verregneten Ernten 1902 und 1907 das schreckliche Jahr 1867, in dem es von Juni bis September nur drei regenlose Tage gab.“<sup>32</sup> Hermann Sudermann hat das „schreckliche Jahr 1867“ in Matzicken erlebt. „Und dann kam das schwerste aller Jahre – dann kam das Notstandsjahr. Das war im Sommer '67, da gab es überhaupt keine Sonne mehr. Vom Juni an Tag für Tag nichts wie sickernder, suppende, trommelnde Regen. Das Erdreich weichte auf, der Roggen reifte nicht, die Erntefelder sahen aus wie Lehmtennen, denn alle Halme lagen glatt und braun und feuchtglänzend am Boden. Und das Schlimmste von allem: die Kartoffeln verfaulten. Was macht man zu Ende August als genießbar dem Boden entzog, hatte Haselnußgröße und war mit Pfropfen durchsetzt, die gingen querdurch bis ans andere Ende. Erst gegen Mitte September stellte zugleich mit dem Herbstreif blauer Himmel sich ein – aber da war schon alles verloren. Das hieß Hungern, und unter Umständen hieß es Verhungern.“<sup>33</sup>

Auch in der Elchniederung regnet und stürmt es fast ohne Unterlass. Das ohnehin feuchte Gelände versumpft noch mehr. Heerscharen von hungrigen Wanderratten flüchten vor den Wassermengen. Sie fallen sogar Tiere und Menschen an und fressen Felder und Scheunen leer. Sie dringen in Wohnhäuser ein, deren Fugen nicht sorgfältig abgedichtet sind. Auch in der Elchniederung kommt es zu einer Hungersnot. Auch Otto Graf von Keyserling (\*1802; †1885), der Besitzer der in der Elchniederung gelegenen Grafschaft Rautenburg, beteiligt sich an der Bekämpfung des Notstandes. Obwohl das Gebiet der Grafschaft selbst schwer

geschädigt ist, errichtet er auf seine Kosten ein Magazin mit 9.000 Scheffel<sup>34</sup> Brotgetreide ein.“<sup>35</sup> Der Transport des Getreides ist fast unmöglich. Die abgemagerten Pferde können die schweren Wagen kaum über die eigentlich unpassierbaren Wege ziehen.

Der Kantor des Kirchspiels Tharau im Kreis Preussisch-Eylau, Paul Boldt, in seiner Dorfchronik, die er nach dem Chaos der Flucht noch einmal aufschreiben musste. „Wer Getreide trocknen wollte, legte es auf die Tenne oder auf den Herd. Meist war überhaupt keins vorhanden oder nur unausgereiftes. Der Bauer Ernst Beier fuhr seine Bohnen am Weihnachtsabend ein. Da regte sich gewaltig die christliche Liebestätigkeit. Aus vielen Ländern Europas, aus Amerika und Australien flossen die Gaben reichlich.“<sup>36</sup>

In der Not ist das restliche Deutschland und das restliche Preußen weit abgelegen vom Notstandsgebiet Ostpreußen. Ein Hilferuf geht nach Westen. Aber aus deutschen Landen kommt zu wenig und zu späte Hilfe für die Hungernden. Vor allem Alte und Kinder sterben Hungers. In normalen Jahren exportiert Ostpreußen sein Korn auf die britischen Inseln. Jetzt wird dort für Ostpreußen gesammelt. Über England dringt die Kunde von der Wetterkatastrophe in alle Welt. Hilfe kommt selbst aus Afrika. Die „Wöchentlichen Anzeigen des Fürstenthums Ratzeburg“, die im Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz erscheinen, wissen am 18.März 1868 melden: „In Ostpreußen steigt Noth und Krankheit, täglich erschallen neue Hülferrufe. Sie hallen wieder bis Egypten, wo das Concert einer edlen Frau (Zachmann) den armen Ostpreußen 720 Thlr. gebracht hat.“ Eine warme afrikanische Gabe für ein 1867 besonders feuchtes und kaltes Land.

## ***Das Samland - Sommerfrische im Bernsteinland***

Das Brandenburger Tor in Berlin ist der wichtigste Identifikationsort der Deutschen mit ihrer Geschichte. Mit ihm beginnt Berlins Prachtboulevard „Unter den Linden“: Und an dem liegt die zentrale Gedenkstätte der Bundesrepublik Deutschland, die Neue Wache. 1993 erhält der Berliner Bildhauer Harald Haacke vom damaligen Bundeskanzler Helmut Kohl einen Auftrag. Ein Jahr zuvor hat Haacke auf Veranlassung der Zeit-Herausgeberin Marion Gräfin Dönhoff eine Kopie des Kant-Denkmal des klassizistischen Bildhauer Christian Daniel Rauch (\*1777; †1857) in Bronze angefertigt. Rauchs Original stand seit 1864 in der Nähe von Kants Wohnhaus nördlich des Königsberger Schlosses. 1885 zog das Kant-Denkmal auf den Paradeplatz vor die Königsberger Universität um. 1945 verschwand die Bronzestatue beim Untergang Königbergs. Marion Gräfin Dönhoff stiftet im Jahr 1992 Haackes Bronzekopie der Stadt Kaliningrad. Die stellt sie wieder auf dem einstigen Paradeplatz auf.

1993 vergrößert Haacke eine bronzene Kleinplastik, im Original nur 38 cm hoch, um ein vielfaches. Die Plastik zitiert eine christlichen Symbolik, die „Pietà“, die Leidensmutter, die um ihren toten Sohn trauert. Der Sohn der Künstlerin, die Haackes Vorbild im Jahr 1938 geschaffen hat, fällt im ersten Weltkrieg 1914 im Alter von 18 Jahren. Die Künstlerin hat der trauernden Mutter die eigenen Züge gegeben, dem toten Soldaten in ihrem Arm die des gefallenen Sohnes. Haackes auf Menschenmaß gewachsene Nachschöpfung wird 1993 in der Neuen Wache aufgestellt. Es zeigt sich, dass an dem herausragenden Ort die Skulptur auch in ihrer Vergrößerung wirkt. Die Schöpferin des Originals ist die bedeutendste bildende Künstlerin des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Sie wird 1919 als erste Frau Mitglied in der Preussischen Akademie der Künste. Ihr Name ist Käthe Kollwitz.

Käthe Kollwitz (\*1867; †1945) stammt aus Königsberg. Ihr Vater, Carl Schmidt, studierter Jurist, ist in Königsberg ein erfolgreicher Bauunternehmer und später Vorsteher der freikirchlichen Evangelischen Gemeinde. Die Mutter Katharina ist die Tochter von Julius Rupp, der in Königsberg diese „Freie evangelische Gemeinde“ gegründet hat. Käthe Kollwitz ist das fünfte Kind des Ehepaares.

1875 machen Carl und Katharina Schmidt eine Reise durch das Samland. Sie kommen bis zum Fischerdorf Rauschen. Kurz zuvor sind mehrere Fischer des Ortes bei einem großen Sturm auf See ertrunken. Die Witwe eines Fischers finden „die Eltern teilnahmslos vor sich hinbrütend auf der Schwelle ihres Hauses sitzen.“ Das Haus hat eine Lage, die, so Käthe Kollwitz in ihren Erinnerungen, „die Eltern entzückte“. Sie mieten das Haus. Später kaufen sie das Bauernhäuschen der unversorgten Witwe mit zwei Töchtern ab. Die Witwe darf mit ihren Kindern weiterhin im Haus wohnen. „Der Vater nahm nur ein paar Veränderungen an dem Haus vor, aber es behielt ganz den Charakter des Bauernhauses.“<sup>37</sup>

Seit 1876 ist die Familie der Künstlerin jeden Sommer an der Samlandküste. Die Ferien werden zum jährlichen Höhepunkt des Familienlebens. Die Fahrt nach Rauschen dauert fünf Stunden. Eine Eisenbahn gibt es nicht. Die Familie reist mit einer Journaliere, einem großen, mit vier oder fünf Sitzreihen versehener bedeckten Wagen. „Welche Wonne, wenn erst die

Journaliere vor dem Hause stand, alles aufgeladen war, Mutter, Mädchen, wir Kinder (der Vater kam meist nach) auf den Vordersitzen verstaut waren, der Kutscher sich auf seinen vorderen Extrasitz schwang, die drei, manchmal vier Pferde anzogen, und es losging durch die engen Königsberger Straßen, durch das hallende Tragheimer Tor und dann quer durchs ganze Samland.“<sup>38</sup>

Das Samland erstreckt sich zwischen Pregel, Kurischem Haff, dem Pillauer Seetief, der Ostsee und dem Frischen Haff. Vom Samland geht Kurische Nehrung ab. Von der Landzunge gehören etwa 46 km ihrer 98 km verwaltungsmäßig zum Samland. Das Samland ist in seinem östlichen Teil mehr eben, im westlichen hügelig. Es umfasst den Kreis Fischhausen, den nördlichen Teil des Landkreises Königsberg und einen westlichen Teil des Kreises Labiau. Im Südosten grenzt es bei Tapiau an den Kreis Wehlau. In Anlehnung an die einstige Kreiseinteilung können auch einige Orte südlich des Pregels als zum Samland gehörend betrachtet werden. Es ist von Ost nach West etwa 75 km lang und zwischen Königsberg und Cranz etwa 33 Kilometer breit. Seine Fläche entspricht ungefähr der des Saarlandes. Bei Kriegsende ist die Besiedlung nur ungefähr halb so stark wie heute die des Saarlandes.

Wenn man das Frische Haff als Meer bezeichnen würde, wäre das Samland eine Halbinsel. Sieht man aber in den Gewässern mit geringem Salzgehalt hinter der Frischen und die Kurischen Nehrung nur Lagunen oder Strandseen, so ist das Samland ein Landvorsprung in der Ostsee. Der höchste Punkt dieses Landvorsprungs ist im Alkgebirge der 111 m hohe „Galtgraben“. Die Erhebung liegt in etwa in der Mitte des Samlandes, wenn man sich eine Linie zwischen der Frischen und der Kurischen Nehrung denkt. Ende der 1920er Jahre wird der Galtgraben als Skigebiet genutzt. Es wird sogar eine Skisprungschanze, die Ostpreußenschanze, errichtet.

Am 10. Juni 1938 macht die Schriftstellerin Marie Luise Kaschnitz (\*1901; †1974) mit ihrem Mann, dem österreichischen Archäologen und Professor in Königsberg Guido Kaschnitz von Weinberg (\*1890; †1958), und einem befreundeten Ehepaar Partikel einen Ausflug zu dieser Erhebung. Wie ein Maler Skizzen, so fertigt Marie Luise Kaschnitz Tagebuchnotizen an, die in ihrer Abstraktion doch ein pralles Bild zeichnen: „Abends auf dem Galtgarben. Der übliche Rundgang um den bewaldeten Dünenhügel, das frühere ‚Alkgebirge‘. Die Pferdeweide, der Milchkanenwagen, das Gehöft Schierling hoch am Weg. Mond, heller Himmel, das kleine, leuchtende Haus in der Mulde. Im Wald auf dem Gipfel Turm und ummauerter Hof, Thingplatz, in dem ungewissen Licht der hellen Nacht.“<sup>39</sup>

Im Westen und Norden fällt das Gelände des Samlands zu bis zu 60 m hohen Steilküsten ab. Die westliche Küste, zwischen Pillau und Brüsterort, wird auch Bernsteinküste genannt. An der äußersten nordwestlichen Festlandspitze liegt, 50 Kilometer von Königsberg entfernt, 34 m über dem Meer Brüsterort mit einem weit sichtbaren Leuchtturm. Die nördliche Ostseeküste des Samlandes zwischen Brüsterort und Cranz mit den Bädern Warnicken, Georgenswalde, Rauschen und Neukuhren heißt Samlandküste. Sie ist durch zahlreiche landschaftlich reizvolle Schluchten gegliedert.

Erst kurz hinter Rauschen und vor Sassau können die Kinder der Familie Schmidt bei der Anreise aus Königsberg zum ersten Mal die See sehen. „Da standen wir alle auf Zehenspitzen

und schrien: Die See, die See! Die See ist mir niemals und nirgends mehr, auch nicht die Ligu-  
rische See, auch nicht die Nordsee, das gewesen, was die samländische See war. Diese un-  
ausprechliche Erhabenheit der Sonnenuntergänge von der hohen Küste aus! Dieses Ergrif-  
fensein, wenn man zum ersten Male sie wieder nah sah, den Seeberg runterrannte, Schuh  
und Strümpfe auszog und die Füße wieder das Gefühl des kühlen Seesands hatten! Dieser  
metallische Schall der Wellen! Die schwärmerische Seeliebe wuchs, je mehr man in die emp-  
findsamen Jahre hineinkam. Aber damals war Rauschen ein unbekannter Ort, nur aufgesucht  
von Naturschwärmern, da war man noch allein bei Sonnenuntergang, war die Küste unbe-  
baut.“<sup>40</sup> Als Käthe Kollwitz zu Beginn der 1920er Jahre Erinnerungen „Aus meinem Leben“ in  
einem braunen Skizzenblock niederschreibt, stellt sie fest: „Dies Kinderparadies ist gründlich  
verloren.“<sup>41</sup> Aber jede Generation entdeckt ihre eigenen Paradiese.

Der Musiker Michael Wieck (\*1928) wächst in den 1930er und 1940er Jahren als Sohn einer  
jüdischen Mutter und eines Vaters, der aus der berühmten Musikerfamilie von Clara Wieck,  
der Frau des Komponisten Robert Schumann stammt, in Königsberg auf. Wenn die Familie  
nach Nidden in den Urlaub fährt, steigt er mit Vater, der Mutter und seiner Schwester Miri-  
am im Königsberger Nordbahnhof in die Eisenbahn, die eine „schnaufende, rauchende, pfei-  
fende und Ruß spuckende Lokomotive“ zieht. Es geht zunächst durch das Samland, das die  
Ostpreußen zu Recht sehr lieben - wie Wieck feststellt: „Vom offenen Perron sehen die Dör-  
fer so aus, wie wir sie zu Hause mit unserem Spielzeug aufbauen. Wohnhäuser und Scheu-  
nen bilden einen Hof, in dem Hühner und Enten herumlaufen. Dicht dabei ist immer ein ein-  
gezäunter Gemüsegarten, und dahinter beginnen gleich die verschiedenen Felder. Pferde  
und Hunde sind überall die wichtigen Lebensgefährten der Menschen, und alles fügt sich  
harmonisch in eine leicht hügelige Landschaft.“<sup>42</sup>

Als die Eltern von Käthe Kollwitz 1875 die Sommerfrische in Rauschen entdecken, hat das  
Badefieber die Ostpreußen schon seit vier Jahrzehnten erfasst. Ernst Wichert nennt die  
Gründe und schildert dann den Beginn: „Erst in den dreissiger Jahren wurde der Strand zu-  
gänglicher, und nun quartierten sich im Juli und August Königsberger Familien in den Fi-  
scherdörfern der Nordküste des Samlandes ein, anfangs mit den allerprimitivsten Badeein-  
richtungen vorlieb nehmend.“<sup>43</sup> Wichert hat den Beginn des Bädertourismus erlebt und ist,  
solange er in Ostpreußen lebt, zur Sommerszeit ständiger Gast: „Anfangs Juli zogen die Wirte  
aus ihren Wohnräumen aus in die leere Scheune oder den Stall (meist mit der Wohnung un-  
ter einem Dach). Haus und Stuben wurden dann mit Kalk geweißt. Man fand nur das allerge-  
ringste Mobiliar vor. Deshalb musste alles sonst unumgänglich Erforderliche an Möbeln, Bet-  
ten und Küchengerät mitgenommen werden. ... Und dann wurden die Zeltstangen mit grauer  
Leinwand bekleidet, wobei der Wirt für einen Extrathaler zur Begrüssung zu helfen das Recht  
hatte, die niedrigen Stuben (ich stiess mit dem Kopf an die Balkendecke) möbliert, die Ver-  
hältnisse in der mit den Wirten gemeinsamen Küche, eigentlich nur einem Heerde unter  
dem zwischen zwei Thüren liegenden Schornstein, geordnet.“<sup>44</sup> Am meisten besucht sind  
zunächst Cranz und Neu-Kuhren. Aber den Pionieren des Badespasses wird es dort bald zu  
voll: „Als sich hier schon jährlich eine grössere Gesellschaft zusammenfand, Promenaden  
angelegt, städtische Wohnungen hergerichtet, Hotels erbaut und feste Badebuden aufge-

stellt wurden, war's einigen Familien, namentlich der Universitätsprofessoren, Lehrer und höheren Beamten, da nicht mehr still und ‚gemütlich‘ genug, und sie zogen deshalb weiter nach Westen.“<sup>45</sup>

Der westliche Teil des Samlandes besteht bis 1939 aus dem Kreis Fischhausen. Der Kreis Fischhausen nimmt den ganzen Landvorsprung des Samlandes ein. Zum Kreisgebiet gehören auch die Dörfer Sarkau, Rossitten und Pillkopen auf der Kurischen Nehrung. Der Sitz der Kreisverwaltung ist seit 1818 der kleine Ort Fischhausen. Er liegt am „Fischhauser Wiek“; einer großen Bucht des Frischen Haff. In der Stadt gibt es keine Industrie, der Hafen ist unbedeutend. Die Bevölkerung lebt vom Ackerbau, dem Fischfang und einer Brauerei. Die Nähe zur Großstadt Königsberg lässt auch eine rege Entwicklung des lokalen Handels des Städtchens nicht zu. Zum 1. April 1939 wird der Kreis Fischhausen mit dem Landkreis Königsberg zum neu gebildeten Landkreis Samland vereint. Der Landkreis hat dann 120.000 Einwohner. Kreissitz wird Königsberg, das nicht zum Kreisgebiet gehört. Die Badeorte Cranz und Neukuhren sind etwas größer, Rauschen ist etwas kleiner als Fischhausen mit im Jahr 1930 ca. 3.900 Einwohnern.

Die größte Stadt des Samlands nach Königsberg ist die Hafenstadt Pillau. Der Ort ist der Vorhafen von Königsberg. Pillau hat zu Beginn des 20. Jahrhunderts über 8.000 Einwohner, im Jahr 1939 12.000. In der Mitte des 19. Jahrhunderts bringt die Industrialisierung Pillau neuen Aufschwung. Der Warenumsatz steigt. Der Hafen wird erheblich erweitert. Durch den Bau einer großen Kaserne wird das eisfreie Hafen Pillau ein bedeutender Marinestandort.

Erst 1479 führt ein schwerer Sturm zu einem Durchbruch der Frischen Nehrung bei Pillau. Nach einem weiteren Sturm im Jahr 1510 versandet das Tief beim Ort Lochstädt. Dagegen wird das Pillauer Tief befahrbar. Erst jetzt kann Pillau zum bedeutenden Seehafen werden. Seit 1813 steht als Wahrzeichen der Stadt ein Roter Leuchtturm nach Entwürfen aus der Werkstatt Karl Friedrich Schinkels am Pillauer Tief. Zu Beginn der 1870er Jahre besucht Hermann Sudermann seine verwitwete Großmutter. Die alte Frau, deren Ehemann auf See verschollen ist, wohnt auf dem Schwalbenberg bei Pillau. Sudermann gewährt uns von dort einen seglerromantischen Blick: „Und stieg man ein paar Schritte hoch bis zur Landmark, die auf dem Gipfel des Berges thronte, dann lag die Welt, die man bezwingen wollte, in einladener Demut einem zu Füßen. Das gelbe Haffe und das grasgrüne Meer und die leuchtende Nehrung dazwischen. Und Schiffe gingen und kamen, Barken und Schoner und stolze Dreimaster, mit turmhoher Leinwand bekleidet, und schwarze, hohltutende Ungetüme, die hier im Hafen ausladen mussten, weil die Rinne des Pregels für die Weiterfahrt nach Königsberg zu flach und zu schmal war. Die kamen von Pourtsmouth und Glasgow und gar von Kingston oder Batavia.“<sup>46</sup>

Ernst Wichert verbringt seine frühe Jugend in den 1830/1840er Jahren in Pillau. Gegen Ende des Jahres 1839 ist sein Vater als Kommerzien- und Admiralitätsrat nach Pillau versetzt worden. Noch in seinen „Lebensausweis“ strömen die Ansichten und Gerüche der Kindheit. „In den stattlicheren Häusern mit Wappen über den Türen wohnten die Vizekonsuln aller Nationen; auf den Strassen und Bollwerken sah man fremde Kapitäne, englische, norwegische, holländische, schwedische, auch wohl portugiesische Matrosen, Schiffsköche aus Mohren-

land, Lotsen in ihrer Ölkleidung, Rheder, die früher selbst zur See gegangen waren, alle mit ganz verwetterten Gesichtern. Immer fesselte irgend etwas die Aufmerksamkeit: da standen Leute mit Fernrohren auf dem Bollwerk und spähten nach der See hinaus, die Flagge eines Schiffes zu erkennen, das sich am Horizont blicken liess; dann kreuzte das Lotsenboot, endlich lief das Schiff ein, reffte die Segel, warf den Anker aus und schleifte ihn noch eine Strecke am Grunde fort, bis er fest lag, ein Boot wurde ausgesetzt, den Kapitän an Land zu bringen, der dann gleich von den Gehilfen der Spediteure mit grossem Lärm in die Mitte genommen und nach einem Kontor geschleppt wurde. Überall roch es so eigen nach Teer und Steinkohlendampf.“<sup>47</sup>

Zu einem Badeurlauber im Samland gehört Anfang des 20. Jahrhunderts die Besichtigung der Bernsteinwerke in Palmnicken zwischen Pillau und Brüsterort. Sie sind ein großer Tagebau, der stark zerstörerisch in die Landschaft eingreift. Für die Menschen im technikverliebten und fortschrittsgläubigen Deutschen Kaiserreich ist das aber kein Problem.

An der samländischen Küste wird schon zu Zeiten des Deutschen Ordens Bernstein gesammelt. Der Deutsche Orden besitzt eine Art Handelsmonopol, das sogenannten „Bernsteinregal“. Ihm müssen die Fundstücke gegen eine geringe Vergütung ausgehändigt werden. Auch seine Nachfolger, die Hohenzollern als Inhaber des weltlichen Herzogtums Preußen, behalten das Monopol auf die Förderung und den Handel mit Bernstein. Um 1690 verlegt man das Strandamt und die Bernsteinkammer, bei der die Funde abgegeben werden müssen, von Germau im Hinterland nach Palmnicken an die Küste. Palmnicken ist ein einsam gelegener Gutshof. Dessen Bedienstete sammeln jetzt neben ihrer eigentlichen Arbeit Bernstein. In Palmnicken werden die Funde sortiert und zur Weiterverarbeitung nach Königsberg versandt. Zuvor gingen sie in der Regel per Schiff nach Danzig. Obwohl der preußische Staat ein Monopol im Bernsteinhandel hat, ist ein Gewinn daraus nicht garantiert. Denn der Schutz des Monopols ist mit beträchtlichem bürokratischem und polizeilichem Aufwand verbunden. Im Jahr 1811 verzichtet der preußische Staat daher auf sein Monopol. Er erlaubt Privatpersonen, gegen eine Gebühr die Sammlung und den Verkauf des Bernsteines. Im Jahr 1837 überläßt der preußische König Friedrich Wilhelm III. die gesamte Bernsteinnutzung von Danzig bis Memel gegen die Summe von 30.000 Mark den Gemeinden des Samlandes.

1805 veräußert der preußische Staat das Gut Palmnicken an den damaligen Pächter. Der verkauft es 1823 an einen Gustav Theodor Stein. Stein ist ein erfolgreicher Grundbesitzer und erwirbt noch etliche weitere Güter im Hinterland dazu. Ab 1844 verkauft er die Güter wieder. Palmnicken geht 1861 an einen Freiherrn von der Goltz-Kallen. Bis zu dieser Zeit gewinnt man im Samland den Bernstein durch Auslesen der von der See ausgeworfenen Stücke. Man geht auch ins Wasser, um ihn mit Netzen zu „schöpfen“. Die natürliche Ernte des Bernsteines ist manchmal erheblich. So können an einem Morgen nach einer Sturmnacht im Jahr 1862 von den Stränden Palmnickens 4.400 kg Bernstein gesammelt werden.

Nachdem man entdeckt hat, daß Bernstein auch unter dem Meeresboden zu finden ist, geht man Mitte des 19. Jahrhunderts dazu über, die Bernsteinvorkommen maschinell und mit Kapitaleinsatz auszubeuten. Pioniere auf diesem Gebiet sind zwei Unternehmer, der Gastwirt Friedrich-Wilhelm Stantien und der Kaufmann Moritz Becker, die 1858 in Memel ihre Firma

Stantien & Becker gründen. Sie beginnen zunächst, im Kurische Haff beim Nehrungsort Schwarzort in der Nähe des Memeler Tiefs systematisch mit Nassbaggern zu schürfen. Vor 1890 arbeiteten hier fast 1.000 Menschen mit 22 Baggern. Zwischen 1860 und 1890 wurden durchschnittlich 75.000 kg Bernstein pro Jahr gewonnen. Danach gehen die Funde zurück. Ab 1890 verpachtet der preußische Staat die Schürfrechte im Haff nicht mehr, obwohl noch viel Bernstein auf dessen Grund vermutet wird.<sup>48</sup>

An der sturmgefährdeten Bernsteinküste ist Naßbaggerei nicht möglich. Nach Erfindung des Taucheranzuges um etwa 1865 lässt Stantien & Becker auf einem Steinriff bei Brüsterort mit großem Erfolg nach Bernstein tauchen. Um diese Zeit werden im Boden unmittelbar direkt am Strand bei Palmnicken größere Bernsteinvorkommen gefunden. Der Freiherr von der Goltz-Kallen überlässt der Bergwerksgesellschaft Stantien & Becker die Bernsteinrechte auf seinem Gut für einen Tagebau. Große Vorkommen werden auch unterhalb der Wasseroberfläche ausgemacht. Deshalb errichtet Stantien & Becker 1875 dann sie bei Palmnicken das weltweit erste Bernsteinbergwerk.

Nachdem der Kaufmann Moritz Becker 1871 alleiniger Eigentümer der Bergwerksgesellschaft geworden ist, kauft er dem Freiherrn von der Goltz-Kallen das gesamte Gut Palmnicken für 170.000 Taler ab, dazu weitere Ländereien in Kraxtepellen und Groß Hubnicken. Beckers Ländereien haben danach einen Umfang von 1.500 ha. 1899 veräußert Moritz Becker seine sämtlichen Unternehmungen an den preußischen Staat, auch das Gut Palmnicken. Das Werk gehört in der Folgezeit zur Preußische Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft. Der 1899 zum Staatsbetrieb gemachten Bernsteinförderung sind zur Versorgung der Belegschaft dann drei Gutsbetriebe unterstellt, die ein Verwalter bzw. dann ein Pächter betreibt. Die Güter versorgen die Mitarbeiter mit Lebensmitteln, die sie neben Barlohn als Deputat erhalten. 1922 wird der Untertagebau in Palmnicken eingestellt. 1937 werden von etwa 700 Beschäftigten noch 650 Tonnen Rohbernstein gefördert. In Palmnicken werden zu dieser Zeit 94% des Weltvorkommens an Bernstein abgebaut. 1926 entsteht in Ostpreußen die weltgrößte Manufaktur für Bernsteinbearbeitung, die Staatliche Bernstein-Manufaktur Königsberg (SBM), in der bis 1945 künstlerische Produkte und Gebrauchsgegenstände aus Bernstein gefertigt wurden.

Durch das Samland führen sternförmig auf Königsberg zulaufende Chausseen. Sie entstehen zwischen 1815 und 1850 als Provinzstraßen. Einige von ihnen werden nach 1934 Reichsstraßen wie die Reichsstraße 143 nach Rauschen, die Reichsstraße 131 nach Pillau und die Reichsstraße 128 nach Cranz. 12 km vor Cranz liegt leicht westlich der Reichsstraße der Ort Rudau. Hier wird 1863 als Sohn des „Riemers“ und „Krügers“ Friedrich Kollwitz und seiner Frau Dorothea Joannes Karl Kollwitz geboren. Die Mutter Dorothea stammt aus einer eingesessenen Familie, die zunächst Gutsbesitzer in Laptau und seit 1906 Besitzer des Gutes Sandhof bei Rudau ist. Der Junge hat ein für das 19. Jahrhundert nicht untypisches Schicksal. Karl Kollwitz hat acht Geschwister, von denen nur er und seine Schwester Lisbeth überleben. Seine Schwester wird mit der Königsberger Familie Schmidt manchen Sommer in Rauschen verbringen und ihren Bruder später in die Familie seiner späteren Frau Käthe einführen.



Die Malerin Käthe Kollwitz schreibt 1942 über die Kindheit ihres Mannes: „Solange er lebte, sind Karls Kindheitserinnerungen glücklicher Art. Er liebte seinen Vater sehr, der ihn freilich streng hielt, auch jähzornig sein konnte. (...) Dieser frohe Auftakt zum Leben hatte ein Ende, als der Vater starb an einer Lungenentzündung, die er sich bei einer in Rudau ausgebrochenen Feuersbrunst beim Löschen holte. Der Blaue Krug wurde verlassen und der ‚Weiße Krug‘ bezogen. Die Mutter, die sich viel Sorgen machte, dass der Junge verwilderte, gab ihm statt in eine Dorfschule zu dem Pfarrer des Dorfs in Privatunterricht. Darauf kam er in den Unterricht bei seinem Onkel, dem Kantor Ewert, der damals nach Rudau übersiedelte.“ Der Junge ist „schwer erziehbar“. Strenge Strafen wirken nicht. In seinem neunten Lebensjahr gibt ihn seine Mutter 1872 als Halbwaisen in das Königliche Waisenhaus in Königsberg. Käthe Kollwitz: „Diese Mutter, die neun Kinder geboren und begraben hatte, lebte nur noch für diese letzten beiden.“<sup>49</sup>

Nach dem Tode der Mutter im Jahr 1878 wird ein Onkel, der Gutsbesitzer Dannenberg auf Sandhof, Vormund der 14 und 11 Jahre alten Vollwaisen. Die Geschwister verbringen oft die Ferien auf dem Besitz des Onkels. Freundschaft schließt Carl Kollwitz zu den sieben Jungen des Rudauer Pfarrers Carl Eugen Weiß. Käthe Kollwitz berichtet darüber: „An einem solchen vollbesetzten Mittagstisch bei Weiß dachte Karl später noch mit großer Freude. Der Pfarrer, freilich ein etwas tyrannischer und ungerechter Herr, hatte einen guten Kontakt mit der Jugend. Alle Fragen der Neuzeit interessierten ihn und wurden durchdiskutiert. Hier wehte eine anregende, der Jugend zusagende Luft, und Karl hörte zum ersten Mal die Sozialdemokratie erwähnen, deren Anhänger die ältesten Söhne bereits waren.“<sup>50</sup> Der Vormund Dannenberg findet heraus, dass Karl Kollwitz bereits Sozialdemokrat ist. In den Ferien wird der Neffe nun in den Abendstunden vom Onkel bearbeitet, sich von der Sozialdemokratie zu lösen. Käthe Kollwitz berichtet, er sei daraufhin wieder ausgetreten.<sup>51</sup> Heute weiß man, dass der besorgte Onkel keinen nachhaltigen Einfluß hat. Karl Kollwitz bleibt in Kontakt zu einer Gruppe schwärmerischer junger Sozialdemokraten aus der Königsberger Mittelschicht. In der Großstadt besucht Karl Kollwitz weiter das Wilhelmgymnasium. Er kann an der Königsberger Universität ein Medizinstudium absolvieren, das er mit dem Dr. med. abschließt. Nach ihrer Heirat 1891 ziehen Karl und Käthe Kollwitz nach Berlin. Karl Kollwitz führt als „Armenarzt“ eine Kassenarztpraxis im Stadtteil Prenzlauer Berg. Er ist Mitglied des sozialdemokratischen Ärztevereins, des Jugendfürsorgeausschusses im Stadtbezirk Prenzlauer Berg und in der Liga für Menschenrechte. Nach der Novemberrevolution 1919 wird er Stadtverordneter der SPD. Er stirbt 1940 im Alter von 77 Jahren in Berlin.

## ***Königsberg, die Stadt in der Provinz - Ertrinken in einem Meer von Licht***

Karl und Käthe Kollwitz verbringen nicht ihr Leben in der Provinz. Die Absolventin der Königsberger und Münchener Kunstakademie und der junge Arzt ziehen in Preußens Hauptstadt Berlin, die auf viele ehrgeizige Menschen aus den Ostprovinzen in jenen Jahrzehnten eine starke Anziehung ausübt. Geboren ist Käthe Kollwitz im Stadtteil Sackheim östliche des Alten Pregel. „Wir lebten damals auf dem Weidendamm Nr. 9 in Königsberg. Ich erinnere mich dunkel an eine Stube, in der ich tuschte, deutlich aber besinne ich mich auf Höfe und Gärten. Durch einen kleinen Vorgarten kamen wir auf einen großen Hof. Der bis zum Pregel reichte. Dort hielten die flachen Ziegelkähne, und die Ziegel wurden auf dem Hof abgeladen und geschichtet, so dass Hohlräume blieben, in denen wir Kinder spielten. Links an den Hof schloß sich ein ebenfalls zum Pregel reichender Garten.“<sup>52</sup>

Käthe Kollwitz ist ein Stadtkind, das einmal im Jahr in die Sommerfrische zieht. Mit Ernst Wiechert kommt im Jahr 1889 ein Junge aus den endlosen Wäldern Masurens zum Schulbesuch in Königsberg an: „Von dieser Fahrt habe ich nur das Ende in der Erinnerung: die abendliche Ankunft in der Provinzhauptstadt und die Fahrt in einer Droschke zur Pension. Vermutlich hat die Stadt damals, im Jahr 1889, eine kümmerliche Straßenbeleuchtung gehabt und auch das abendliche Leben und Treiben mag still genug gewesen sein. Aber man muß bedenken, dass über unsren Waldwegen kein andres Licht stand als das der Sterne, und dass auf der Landstraße vor unsrem Hause um diese Zeit nichts zusehen war als etwa ein Hase, der zur jungen Roggensaart sich aufmachte. Und so habe ich diese Fahrt durch die abendliche Stadt als ein Ertrinken in einem Meer von Licht, Donner und Lärm im Gedächtnis, als einen Sturz in eine böse Verzauberung“.<sup>53</sup>

Ein Stadtkind, weil gebürtiger Königsberger des Jahrgangs 1928, ist auch Michael Wieck. Zwei Jahre nach Wiecks Geburt hat Ernst Wiechert die Stadt bereits Richtung Berlin verlassen. Die Stadt Königsberg gibt der kindlichen Phantasie Wiecks unendlich viel Nahrung. „Fast schon eine Kindertraumstadt, mit einem imposanten Schloß im Zentrum. Davor stand ein gekrönter, säbelhochreckender, überlebensgroßer Kaiser Wilhelm I. Im viereckigen Schloßhof war ein Weinkeller mit dem schauereinflößenden Namen ‚Blutgericht‘. Gar nicht weit davon entfernt konnte man auf einem lieblichen Schloßteich, mit Schwänen und Enten, Boote für eine Spazierfahrt mieten. Überall spannten sich malerische Brücken über den Fluß Pregel; Ziehbrücken, die uns oftmals zu spät in die Schule kommen ließen und die auf eine im Stadtzentrum gelegene Insel führten.“<sup>54</sup>

Der Schriftsteller Willy Kramp (\*1909; †1986), als Sohn eines preußischen Bahnbeamten in Mülhausen im Elsass geboren, wächst nach dem Jahr 1918 in Pommern auf. In den 1920er Jahren studiert er gemeinsam mit seinem Bruder in Königsberg. Bis in die Kriegsjahre lebt er dort und im Samland mit seiner Familie. Auch er gesteht ein, das sein geliebtes Königsberg keine ‚schöne‘ Stadt gewesen ist. „Soll ich sagen so häßlich, daß da schon wieder Schönheit im Spiel war? Jene Art von Schönheit, die aus dem Charakter kommt?“<sup>55</sup> Dann listet er auf,

was Königsberg charakterisiert: „Die Universität auf dem Kneiphof: Kants Universität. Und die Universität mit dem Paradeplatz davor; auf dem Paradeplatz das Denkmal des königlichen Reiters (das Pferd mit dem falschen Galopp, für Reiter bemerkenswert). Gegenüber der Universität die Buchhandlung von Graefe und Unzer, die größte Buchhandlung Europas. Das strenge Viereck des Schloßhofes mit den Weinkellern des ‚Blutgerichts‘. Was noch? Der Schloßteich mit den Kaffeeterrassen. Und der Oberteich weiter draußen, den schon die Ordensritter angelegt haben sollen. Weiter, was noch? Der im Sumpf einsinkende Dom. Die Ziehbrücken über dem Pregel. Und die hohen schmalen Fachwerkmagazine (‚wie alte Herren in karierten Westen‘).“<sup>56</sup> Kramp sehnt sich 1969 zurück nach einer nördlichen Stadt am Meer: „Meerwind wehte von der Küste her. In den Sommernächten wurde es nicht mehr dunkel.“<sup>57</sup>

„Königsberg ist Seestadt“ stellt Erich Pfeiffer-Belli bei seiner Ankunft 1928 fest: „Das spürte man gleich, wenn man nach einer Nachtfahrt den Berliner D-Zug verließ. Die Luft ist Seeluft, der stetige Wind, der durch die Straßen streicht, ist Wind von der See, hart, frisch.“<sup>58</sup> Auch der Frankfurter Pfeiffer-Belli spricht es aus: „Es war keine ‚schöne‘ Stadt.“ Das hätte Marta Worringer nach ihrer ersten Begegnung mit der neuen Heimat im gleichen Jahr auch sagen können. Sie hat sich zu einer Vorerkundung nach Königsberg gemacht, als von der Universität der Ruf an ihren Mann ergeht, den sie zu jener Zeit Pank(ratius) nennt. 21 Stunden hat die Fahrt von Bonn über Berlin nach Königsberg gedauert. Sie findet eine geräumige Wohnung im Dachgeschoß, zwar mit Balkon, aber eine Unterkunft ganz ohne Garten: „So grault mir jetzt schon vor dem Gedanken, bald ganz ohne Garten zu sein. Und daß man in diesem K(önigs)berg nicht nur von außen her, sondern auch innerlich - atmosphärisch - so friert, das ist das Betrübliche. Es wird eine ganz harte Probezeit für uns werden. Aber was hilft es! Schicksal! man wird da hindurch müssen. Pank(ratius) selbst hat ja sein Arbeitsfeld dort, hat auch in nächster Nähe ein paar wertvolle Menschen, die mit ihm arbeiten werden. Das wird ihm manches erleichtern. Aber im übrigen paßt er so wenig in diese dürftige Luft wie nur einer. Und auch für die Kinder tut es mir leid.“<sup>59</sup>

Die Seestadt Königsberg ist eine Stadt am Fluss. Mit zwei Armen, Alter und Neuer Pregel genannt, fließt der Pregel aus Wehlau und Tapiaw von Westen her kommend der Stadt zu. Seine beiden Arme vereinen sich, streben dann aber wieder auseinander und bilden eine Insel, den Kneiphof. Der Kneiphof ist also eine Flussinsel und zugleich Binnen- und Seehafen der Stadt Königsberg. Um den Kneiphof herum liegt der Alte Hafen. An der Insel landen die unterschiedlichsten Schiffe und Kähne an. Auch Fuhrwerke, später Automobile und Lastwagen aller Art, befahren sie. Alle Brücken des Kneiphofs sind als Klappbrücken gebaut, damit Segelschiffe passieren können. Der Schriftsteller und Dramaturg Martin A. Borrmann (\*1895; †1974) beschreibt das bunte Treiben noch in den 1930er Jahren: „Das Hundegatt mit der Lastadie im Westen der Insel bildete den alten Seehafen. Im Norden zwischen Krämer Brücke und Schmiedebrücke war der Untere Fischmarkt. Hier boten die Fischer ihren Seefischfang aus dem Frischen Haff vor den Kulissen der Handels-, Kontor- und Wohnhäuser feil. Den Seefischen waren tiefe Holzbottiche vorbehalten. Die Fischfrauen priesen den Räucheraal und geräucherte Flundern in Holzkisten zumeist am Unteren Fischmarkt, (zwischen Schmie-

debrücke und Hoher Brücke) an.“<sup>60</sup> In den zahlreichen Kneipen des Kneiphofs wie in den berühmten Fleckkellern wird die Spezialität der Stadt serviert, die kräftige saure Kuttelsuppe „Königsberger Fleck“.

Haben sie sich die Arme des Pregel hinter dem Kneiphof erneut vereinigt, fließt der Pregel weiter nach Osten und hinter der Stadt, südlich des Schlosses Holstein und des Ortes Juditten, in das Frische Haff. Auf den Höhen des hier verengten Urstromtals breitet sich die Stadt auf dessen Uferhöhen aus. Im Norden und Westen grenzt Königsberg an die Halbinsel Samland, im Osten und Süden an die Pregelniederung. Die Landschaft um Königsberg ist durch weite Ebenen geprägt, die bisweilen von Hügeln, Moränen aus der Eiszeit unterbrochen werden. Sieben Kilometer liegt Königsberg vom Frischen Haff entfernt. Der zwischen 1894–1901 angelegte, mit Molen geschützte 34 km lange „Seekanal“ verbindet über das nördliche Frische Haff Königsberg mit der Hafenstadt Pillau. Die 30m breite Fahrrinne ermöglicht ab 1901 das Anlaufen von großen Seeschiffen 6,7 m Tiefgang. Der Seekanal kann auch im Winter offen gehalten werden konnte. Dadurch können fortan die Häfen Königsberg, Elbing und Braunsberg das ganze Jahr über angelaufen werden.

Käthe Kollwitz erinnert sich an die Ziegelkähne, die dem Bauunternehmer Carl Schmidt in den 1870er Jahren das Baumaterial aus dem östlichen Hinterland Königbergs auf den Bauhof am Pregelufer liefern. Eine Generation später lauscht Immanuel Birnbaum weißrussischen Flößern am Pregelufer. „Die Flößer, die in kleinen primitiven Zelten auf den langen Holz- ‚Driften‘ hausten, wie sie im Sommer vom Memelstrom her über einen Kanal zum Pregelfluß gelangten, wo ihre Floßbäume in die Königsberger Sägewerke wanderten, sangen weißrussische Lieder, deren Melodien mein Vater gelegentlich notierte.“<sup>61</sup> Max Fürst streift Anfang der 1920er Jahre in den Morgenstunden durch sein Königsberg, eine Stadt am Fluss. „Die großen Überseedampfer füllten beinahe den ganzen Pregelarm, und die Männer auf Deck standen mit mir in gleicher Höhe. Da die Schiffe wieder vertäut waren, bis die nächste Brücke geöffnet war, gab es manchmal Unterhaltungen, und es wurde in vielen Sprachen geredet, bis das Riesenhaus sanft entglitt.“<sup>62</sup>

Später ist Max Fürst in der Tischlerlehre. Manchmal hat er Holz im Hafen zu laden. Dann gibt es Gelegenheit zu Müßiggang: „Wenn dann die Wagen mit der schweren Holzlast in die Werkstatt fahren, hatte ich Zeit, in der Sägemühle herumzustrolchen, von den Flößen aus im Pregel zu baden, die Dampfer, die aus Litauen das Holz brachten, zu inspizieren, in der Nase den Geruch von leicht fauligem Wasser, Teer, frisch geschnittenem Holz und Wiese. Von den hohen Holzstapel konnte ich weit flussaufwärts über die weite Ebene sehen, wo sich Holzplatz an Holzplatz reihte bis zu der großen Zellstofffabrik; oder ich legte mich auf die harzig duftenden Planken, ein König weit über der Welt, träumte meine Träume und blinzelte in den blauen Himmel mit seinen weißen Wölkchen.“<sup>63</sup>

Königsberg ist die einzige Großstadt der Provinz Ostpreußen. Mit 192,76 qkm Fläche ist die Provinzhauptstadt 1939 in etwa so groß wie heute die Stadt Braunschweig. 1875 hat sie 122.636 Einwohner, 1939 sind es 360.577. In diesem Jahr nimmt Königsberg hinter Wuppertal und vor Bremen den 18. Rang unter den Deutschen Städten ein. 1880 liegt man hinter Köln und Frankfurt noch auf dem 8. Rang. 1939 lebt jeder siebte Ostpreuße in der Provinz-

hauptstadt. 88% ihrer Bewohner sind evangelisch. 1925 stellen die ca. 4.000 Bewohner jüdischen Glaubens 1,4% der Bevölkerung.

Königsberg entrückt wie andere Städte des Ostens, etwa Stettin und Breslau, schon in den 1950er Jahren der deutschen Gegenwart. Dem Vergessen will man in der Bundesrepublik begegnen. Überall in den Nachkriegsjahrzehnten stehen in bundesdeutschen Städten Hinweisschilder und Wegweiser, die die Distanz zu den Großstädten in den einstigen preussischen Ostprovinzen anzeigen. An der Ecke Mehringdamm/Gneisenaustraße in West-Berlin gibt die schwarze Schrift auf gelbem Grund die Distanz zur deutschen Vergangenheit an: Breslau (346 km), Beuthen (511 km), Danzig (507 km) und Königsberg (627 km). Vor fünf Jahrzehnten ist „Aachen-Königsberg“ in der Bundesrepublik ein gebräuchliches geografisches Äquivalent für auf Landkarten zu beurteilende Distanzen. „Königsberg 1.000 km“ - so steht es noch in den sechziger Jahren auf einem alten Straßenschild in Aachen. An der nahen Grenze zu den Niederlanden, beim Grenzübergang Vaalserquartier, beginnt die Reichsstraße 1, die bis Kriegsende durch das Ruhrgebiet, an Braunschweig und Berlin vorbei und bei Dirschau über die Weichselbrücke durch Marienburg, Elbing und Braunsberg nach Königsberg führt. Und von dort abknickend geht sie Richtung Osten über Wehlau, Insterburg, Gumbinnen, Stallupönen sogar noch weiter zur Grenze nach Eydtkuhnen.

Königsberg, die Stadt an der Reichsstraße 1, wird 1254 vom Deutschen Orden als Burg gegründet. Sie wird bald nach dem böhmischen König Ottokar II. (\*um 1232; †1278) genannt, der sich an einem Kreuzzug gegen die Prußen beteiligt hat. Eine städtische Siedlung wird ab 1256 angelegt. Diese älteste, von Deutschen bewohnte Siedlung, wird 1262 bei einem Aufstand der Prußen zerstört und nicht wiederaufgebaut. Der Orden gründet zwischen Burg und Pregel eine neue Stadt, die Altstadt. Diese wird planmäßig mit gitterförmigem Straßennetz angelegt. Landmeister Konrad von Thierberg bestätigt ihr 1286 in einer „Handfeste“ genannten Urkunde ihre Rechte. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts entwickelt sich im Osten der Ordensburg eine zweite Stadt, die zunächst Neustadt genannt wird. 1338 leitet sie aus einem hier liegenden prußischen Dorf „Lipnick“ ihre Namen „Löbenicht“ ab. Ihre Rechte werden schon 1300 in einer weiteren Handfeste des Deutschen Ordens bestätigt. Eine dritte Stadt, Kneiphof, entsteht auf der Pregelinsel „Vogtswerder“. Sie erhält ihre Handfeste 1327. Im Ostteil der Insel wird zwischen 1325 und 1380 der Dom als dreischiffige Hallenkirche mit den zwei Türmen der Westfassade erbaut. Er ist Bischofs- und Pfarrkirche. Alle drei Städte haben eine günstige Verkehrslage. Jede besitzt eine eigene Verfassung, ein eigenes Marktrecht und eine eigene Stadtbefestigung. Sie werden vom alten Handelsweg der „Bernsteinstraße“ durchquert und sind Ausgangspunkte für mehrere Wege ins westlich und nördlich liegende Samland und damit zum offenen Meer, nach Litauen und nach Polen. Bis zu ihrer Vereinigung im Jahre 1724 entwickeln sich die Altstadt, der Löbenicht und der Kneiphof nach ihren Besonderheiten.

Erich Pfeiffer-Belli empfindet 1928 die Königsberger „konservativ wie die behäbigen wohlstuierten Gutsherren im Land ringsum.“ Der Lebensstil hier und in der Provinz sei kärglicher als sonstwo im Deutschen Reich: „Man spürte auf Schritt und Tritt das Vorpostenmäßige,

fast Improvisatorische dieser Gründung, die weniger auf Kultur- und Lebensgenuß ausgerichtet war als vielmehr auf Kolonisation, Verteidigung und Kampf.“<sup>64</sup>

Zu einem geistigen Mittelpunkt der Ostseeregion zwischen Reval und Greifswald wird Königsberg durch Gründung der Universität „Albertina“ durch Herzog Albrecht im 1544. In den ersten Jahrhunderten hat von den vier Fakultäten die evangelische Theologie die Vorherrschaft. Die Verbreitung des evangelischen Glaubens ist auch die Intention ihres Gründers. Die drei Städte des späteren Königsberg wachsen im Laufe der Jahrhunderte über ihre Mauern hinaus. Sie haben sich um Vorstädte erweitert. Auf dem Gebiet der Burganlage entwickeln sich die Stadtquartiere Tragheim, der Sackheim, der Roßgarten und die Neue Sorge. Vorstädte der Altstadt sind der Steindamm, die Laak, die Lomse, der Neue Rößgarten und die Hufen. Zur Stadt Kneiphof gehören die Vordere und die Hintere Vorstadt und der Haberberg. Als sich der Handel immer mehr ausweitete, erbauen die Königsberger Kaufleute außerhalb der Stadtmauern am Pregel und auf den Stadtwiesen Viertel mit mehrstöckigen Fachwerkspeichern. Diese Viertel sind bis zur Zerstörung 1944 Mittelpunkte des städtischen Warenumschlages und des Handels.

Nach dem verlorenen Krieg gegen das französische Kaiserreich 1807 ist Königsberg in den Jahren 1808/1809 Hauptstadt des preußischen Staates, weil hierher die preußische Königsfamilie flieht. Die königliche Familie wohnt aber nicht im ehemaligen Ordenschloss, in dem seit 1701 die preußischen Könige gekrönt werden. Die Königin Luise (\*1776; †1810) findet es „grässlich“ und bevorzugt mit ihrer Familie das Luisenhäuschen im Park von Luisenwahl. Königsberg ist der Handelsmittelpunkt des östlichen Preußen und des Ostseeraums. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wächst Königsberg dank der guten Verkehrslage und seines Handels mit dem immer mächtigeren Russland so sehr, dass sie immer neue Wohn-, Geschäfts- und Industrieviertel entstehen. 1905 werden die außerhalb der Festungsanlagen liegenden ehemaligen kleinen Dörfer und Güter Kosse, Ratshof, Amalienau, Mittelhufen, Vorderhufen, Tragheimsdorf, Maraunenhof, Löben, Ziegelhof, Karolinenhof, Kalthof, Mühlenhof, Rosenau und Ponarth, insgesamt 2.530ha mit 27.000 Einwohnern, in Königsberg, eingemeindet.<sup>65</sup> Sie haben sich schon zu Fabrikorten und Villenkolonien entwickelt.

Bis zum Jahre 1939 sind Königsberg im Norden die Siedlung Tannenwalde und die Orte Samitten, Adlig Sudau, Stiegehnen und Quednau angeschlossen worden. Im äußersten Westen liegen Metgethen, Groß-Friedrichsberg, Moditten und das Mündungsgebiet des Pregel mit Holstein und Haffstrom. Die südliche Peripherie der Stadt bilden jetzt Kalgen, Prappeln, Aweiden, Schönfließ und Seligenfeld. Im Osten, noch südlich des Pregels, liegen noch Adlig Neuendorf, der Flughafen Devau und Lauth innerhalb des Stadtgebiets.

Martin A. Borrmann lenkt unsere Blicke auf eine allmählich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ins Samland ausufernde Stadt: „Wir schauen vom Schlossturm noch einmal nach Süden, diesmal über den Haderberg bis Rosenau und Ponarth, nach Norden und Nordwesten auf die Oberstadt und darüber hinaus nach Rothenstein, Maraunenhof, Tragheimer Palve, Vorder- und Mittelhufen. Gewaltig gewachsen war die Stadt in den vier Jahrzehnten, die Vororte schoben sich allmählich zusammen und zugleich weiter ins grüne Land“.<sup>66</sup>

Nicht nur die Straßen, auch die Normal- und Schmalspurbahnen des Samlands bündeln sich in Königsberg. Seit 1865 verbindet die Ostpreußische Südbahn über 46 km Königsberg mit dem Hafen Pillau. In der Zwischenstation Fischhausen zweigt seit 1884 noch eine 18 km lange Nebenbahn nach Palmnicken ab. Vom Pillauer Bahnhof in Königsberg startet die Familie Fürst ihre sonntäglichen Ausflüge wie auch die Sommerreise an die Bernsteinküste. Oft steigt man an den Bahnhöfen von Orten aus, die sich die Großstadt Königsberg schon bald als Vororte einverleiben wird. „Wir fahren durch die Heimat. Heimat ist, wo man den Nachbarn kennt, wo die Kinder an den Fingern die Bahnstationen aufzählen. Juditten, Moditten (wo mal der olle Kant im Sommer wohnte), Megethen: Das war das Gebiet, das wir im Sommer an Sonntage mit den Eltern durchwanderten. Metgethen mit dem Wald, der kein Ende nahm, bis Heydekrug und noch weiter, Seerappen. Powayen, Kobbeldude, Kaspershöfen. Alles Bahnhöfe, an denen man bei Schulausflügen, und zum Kriegsspielen ausstieg.“<sup>67</sup> Am Ende des letzten Weltkrieges werden sie Endstationen für viele Flüchtlinge sein.

## **Die oft Litauisch und wenig Kurisch sprechen - Sprachen für die Jahreszeiten und Haff-Fischer**

Heinrich A. Kurschat hat 1968 eine umfangreiche „Heimatkunde eines deutschen Grenzlandes“ geschrieben. „Das Buch vom Memelland“ ist seitdem in mehreren Auflagen erschienen. Es bietet viele Informationen bis in Details. Es ist interessant geschrieben, man merkt, dass der Autor Journalist bei der Tageszeitung „Memeler Dampfboot“ war und kein Quellenversessener Historiker ist. Kurschats Buch prägt bis heute das Wissen der Memelländer in Deutschland und ihrer Nachfahren.

Kurschat konstatiert eine Eigenartigkeit der Memelländer, die er nicht nur auf die 19 Jahre selbständige Geschichte von 1920 bis 1939 zurückführt. Er geht immer wieder auf das litauische Element im Memelland ein. Aber er billigt dem litauischsprachigen Teil der Bevölkerung doch keine „litauische Kultur“ zu. „Der preußische Litauer wurde nicht durch die Übernahme der deutschen Sprache zum Deutschen - er war dies schon viel früher durch die Übernahme der deutschen Kultur geworden.“<sup>68</sup> Der litauischsprachige Bewohner Ostpreußens ist also Deutscher. Der Autor hält es da für besser, wenn der Litauer seine kulturlose Sprache nicht mehr pflegt. „1872/73 wurde endlich der Schulunterricht in litauischer Sprache abgeschafft, da er entbehrlich geworden war.“<sup>69</sup>

Wolfgang Toerner hat Slawische Philologie und Osteuropäische Geschichte studiert. Er stammt aus Königsberg, als Kind hat er im nördlichen Ostpreußen von 1945 bis 1947 dank der Hilfe von litauischen Menschen jenseits der Memel überlebt. Er kennt auch die litauische Sicht auf die Geschichte Ostpreußens. Toerner macht in einem Festvortrag „Ostpreußen und Litauer - 700 Jahre gemeinsame Geschichte“ im März 2003 seinen ostpreußischen Landsleuten bei einem Kreistreffen der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit klar, dass man im heutigen Litauen eine eigene litauische Sicht auf die Geschichte des nördlichen Ostpreußen hat. „Preußen ursprünglich von dem baltischen Volk der Prußen besiedelt war, ist gewiss. Nach litauischer Überzeugung zeigen die wenigen erhaltenen Schriften in prußischer Sprache, dass dieses Volk mit den Litauern eng verwandt gewesen sei, enger jedenfalls als heute Litauer und Letten. Daher dränge sich die Annahme auf, dass die in der Neuzeit im nordöstlichen Ostpreußen siedelnden Litauer dort stets auch wohnhaft gewesen sind.“<sup>70</sup>

Für die Litauer ist Preußisch-Litauen ihr „Kleinlitauen“. „Das Gebiet der Litauer im Staate Preußen umfaßte, nach deutschen statistischen Angaben, 9.022 qkm (als Vergleich Schleswig-Holstein: 15.677 qkm). Die von Litauern verwendeten statistischen Daten klingen anders, sie sprechen von 17.000-18.000 qkm. Ihre Lebensräume seien folgende Flußbecken gewesen: der Unterlauf der Memel, der Mittel- und Oberlauf des Pregel, dann von der Stadt Memel aus bis Goldap/Geldape und von hier die Strecke bis Sventapilis (Heiligenbeil, d.Verf.) am Rande des Aistmeeres (Frisches Haff, d.Verf). Den Kern Klein-Litauens hätten die Bezirke Tilsit, Ragnit, Insterburg und Labiau gebildet.“<sup>71</sup> Toerner hat auch eine Meinung: „Nun, die Wahrheit darüber wird auch hier irgendwo in der Mitte gelegen haben.“



Die sprachliche und geographische Nähe der Litauer zu den westbaltischen Prußen führt im Zeitalter des Nationalismus zu einem Streit, ob Teile der baltischen Stämme der Schalauer, Nadrauer und Sudauer im Grenzgebiet zwischen der prußischen und der litauischen Siedlung zu den Litauern zu rechnen seien. Für litauische Nationalisten sind sie zweifellos litauisch. Damit begründen sie später die litauischen Forderungen nach der Angliederung ganz Nordostpreußens. Deutsche Forscher stellen dann nach 1919 die Behauptung auf, die Stämme seien prußisch gewesen und hätten nur in engen Kontakt zu litauischen Stämmen gestanden. Andreas Kossert bemerkt: „Diese Fragen werden sich wohl nicht mehr klären lassen und eine Glaubenssache bleiben.“<sup>72</sup>

Weitgehend unbesiedelte, wildnisartige Gebiete zwischen verschiedenen Stämmen sind in der baltischen Region zur Ordenszeit normal. Die große Wildnis zwischen den Stämmen der (prußischen?) Schalauer, Nadrauer und Sudauer und dem Gebiet der Litauer hat während der ein Jahrhundert andauernde Kriegführung des Deutschen Ordens gegen die Litauer zugenommen. Kriegszüge sind im Mittelalter mit der Zerstörung des feindlichen Landes verbunden. So kommt es, dass in besonders betroffenen Gebieten kaum noch jemand lebt. Mittlerweile scheint gesichert, was lange zwischen deutschen und litauischen Historikern umstritten ist: Die litauische Einwanderung in das preußische Litauen bzw. Kleinlitauen hat erst nach der Christianisierung Litauens im 15. Jahrhundert begonnen. Die Religion erfordert dann keine Abgrenzung der Völker mehr. „Die deutsche Forschung hat schon längst festgestellt, dass Litauer seit dem Frieden von 1422 eher eingesickert, als förmlich eingewandert sind. Diese Einwanderung habe den Charakter einer Landnahme unter Duldung der Obrigkeit gehabt, da neue Steuerzahler willkommen waren. Die einmal sesshaft gewordenen Litauer haben dann, bei ungestörter Bevölkerungsvermehrung, auch Binnenkolonisation betrieben, also selbst wieder gerodet und Siedlungen gegründet.“<sup>73</sup>

Konflikte gibt es damals mit deutschen Siedlern nicht. Dietmar Willoweit: „Um diese litauische Siedlungsbewegung zu verstehen, muss man wissen, dass die deutsche Besiedlung des preußischen Ordenslandes nur bis zur Deime, also bis in die Gegend von Labiau und bis Insterburg vorgedrungen war. Das Land östlich davon bis zur litauischen Grenze war, abgesehen von einer Siedlunginsel um Tilsit und Ragnit, weitgehend menschenleer.“ Litauer lassen sie sich nur in geringem Umfang in den Städten nieder. Bis zur großen Pest 1709/10 bilden sie dort fast ausschließlich die Landbevölkerung, während die Deutschen vorwiegend in den Städten leben. 1902 stellt der sächsische Gymnasiallehrer und Völkerkundler Fritz Tetzner (\*1863; †1919) fest, dass in litauischer Umgebung die größeren Städte immer noch fast rein deutschsprachig sind. „Das ... litauische Sprachgebiet hat einige rein deutsche Inseln; in jeder der drei größeren Städte Tilsit, Memel und Ragnit besteht neben der deutsch-litauischen Landgemeinde eine rein deutsche Stadtgemeinde“.<sup>74</sup>

Toerner stellt fest, dass für die heutigen Litauer die einst in Ostpreußen lebenden Dichter, Philosophen und die rege litauische Buchproduktion die Lebenskraft einer ursprünglich litauischen Kultur bis ins 20. Jahrhundert beweist. Toerner: „Weit verbreitet ist auch eine Landkarte des Preußenlandes, auf der alle Städte litauische Namen tragen.“ Nach litauischer Überzeugung seien die Deutschen als Eroberer ins Land gekommen. Sie hätten die einheimi-

sche Kultur unterdrückt und eine Fremdherrschaft errichtet. Die Einwanderung der deutschen Siedler sei spät erfolgt, insbesondere durch die die Salzburger Protestanten im frühen 18. Jahrhundert. „Zuweilen liest man in Publikationen aus Litauen sogar, dass die ersten Deutschen im Nordosten Preußens erst im 19. Jahrhundert in Erscheinung getreten seien. Nach diesen Vorstellungen muss auch die Geschichte der Stadt Klaipeda (Memel, d. Verf.) von Litauen geprägt gewesen seien.“<sup>75</sup>

Das Geschichtsbild im heutigen Litauen und das von Kurschat vermittelte, das von den Funktionären der Memelländer in der Bundesrepublik vertreten wird, sind zwei sich ausschließende Sichtweisen. Die erklären sich aus den jeweiligen Nationalgeschichten. Von heutigen Baltisten aus Deutschland und Litauen und jüngeren deutschen Historikern wie Andreas Kossert sind beide nachhaltig korrigiert worden. Kurschat hat sein Buch vom Memelland geschrieben, bevor sich als Folge einer großen Ausstellung 1981 im West-Berliner „Martin-Gropius-Bau“ nach und nach eine neue Sicht auf Preußen durchzusetzen begann. Das Land Preußen wurde fortan nicht mehr auf die Rolle als Vorläufer und Kern eines deutschen Nationalstaats reduziert. Die Ausstellung „Preußen - Versuch einer Bilanz“ und die sie begleitenden Publikationen haben ein liberales Preußen gezeigt. Und wieder ins deutsche Bewusstsein gerufen, dass Preußen bis zu den Einigungskriegen 1864 bis 1871 kein „deutscher“; sondern ein multi-ethischer Staat war.

Das gibt auch Kurschat 1968, wahrscheinlich ungewollt, zu. Er weiß noch über das 18. Jahrhundert zu berichten. „Die deutschen Pfarrer mussten die litauische Sprache erlernen und in den Dorfkirchen litauisch predigen. In den später entstehenden Dorfschulen gab es ebenfalls nur litauischen Unterricht. In einer Zeit, der nationalistisches Denken fremd war, in der der König französische, die Kronprinzessin englisch sprach, erkannte man den Untertan nicht an seiner Sprache, sondern nur an seiner Loyalität. Der Litauer war zum Preußen geworden, ehe er deutsch sprechen lernte.“<sup>76</sup> Ein Preuße ist noch lange kein Deutscher. Andreas Kossert nennt ein Beispiel für eine aktive multi-ethnische Politik des preußischen Staates vor der Reichsgründung: „Trotz erster Germanisierungsbestrebungen herrschte in Ostpreußen vorerst noch der multiethnische Konsens. In dieser Tradition erfolgten die Gründungen litauisch- und polnischsprachiger Lehrerseminare, etwa 1811 in Karalene bei Insterburg für litauischsprachige Lehrerkandidaten, dann in Ragnit, Memel und Pillkallen.“<sup>77</sup> Kossert erinnert dann daran, dass - während in Ostpreußen über Jahrhunderte in Litauisch unterrichtet wird – in Russisch-Polen an der Universität Wilna bis 1885 überhaupt kein Litauisch angeboten wird.

Mit der endgültigen Anerkennung der europäischen Grenzen des geeinten Deutschlands im Jahr 1990 können deutsche Autoren eine unverblendete Sicht auf die sprachlichen und ethnischen Verhältnisse im Norden Ostpreußen bzw. des Memellandes werfen. Das Eingeständnis von historischen Tatsachen weicht keine Rechtsposition und Ansprüche mehr auf. Wolfgang Toerner relativiert die Nähe der preußischen Litauer zur deutschen Kultur in einem Vortrag im Jahr 2003. „Man muss anerkennen, dass sie ein Leben nach durchaus eigenen Maßstäben geführt haben und daran sehr konservativ festhielten.“<sup>78</sup> Der in Memel geborene Verfassungsrechtler und -historiker Dietmar Willoweit hält bei Memelländischen Kultur-

tagen in Düsseldorf im Jahr 2006 seinen Landsleuten vor: „Die Frage, ob und in welchem Maße sich die litauischen Einwanderer deutscher Kultur angenähert haben, ist nur mit äußerster Vorsicht zu beantworten.“<sup>79</sup>

Für die Zeit um 1525 konstatiert Kurschat. „So kam es, dass innerhalb von kaum zwei Jahrhunderten das nördliche und östliche Ostpreußen eine starke litauische Bevölkerung erhielt, die in den Wildnisbereichen die einzige Bevölkerung überhaupt war. Das Memelland bekam entlang der Grenze eine dichte Reihe von Dörfern, in denen es zunächst keinen einzigen Deutschen gab.“<sup>80</sup> Fritz Tetzner stellt in seinem 1902 erschienenen Buch „Die Slawen in Deutschland“, für das er im nördlichen Ostpreußen empirische Erhebungen macht, zur Verbreitung der litauischen Sprache fest: „Gegen Ende des 17. Jahrhunderts gehörte noch alles Land nördlich vom Pregel bis nach Königsberg hin zum Sprachgebiet; und vom heutigen Regierungsbezirk Gumbinnen die Kreise Darkehmen und Goldap und was nördlich davon lag. Alle und Deime galten als Grenze.“<sup>81</sup>

Ein kurfürstlicher Rezess aus dem Jahr 1638 hält für die Ämter des nördlichen Ostpreußen offiziell fest, dass sie von Litauern besiedelt sind. Historische Quellen nennen eine Sprachgrenze, die über Scharkau, Schacken, Labiau, Wehlau, Nordenburg, Engelstein, Angerburg bis Dubeningken verläuft. Der aus Elbing stammende preußische Historiker Max Toeppen (\*1822; †1893) und der deutsche Philologe und Baltist Adalbert Bezenberger (\*1851; †1922) umreißen dagegen ein kleineres litauisches Sprachgebiet. Nach ihrer Ansicht verlief die Sprachgrenze zum Litauischen einst nördlicher von Labiau die Deime entlang, danach den Pregel aufwärts bis zur Alle und hier entlang der Alle und den kleinen Fluss Aschwoene über Nordenburg, Angerburg, Goldap und Dubeningken bis zur Grenze nach Polen-Litauen.<sup>82</sup>

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts liegen Berichte vor, die die den Deutschen fremdartige Lebensweise der Litauer schildern. Dietmar Willoweit zitiert aus Caspar Hennebergs (\*1529; †1600) Erklärungen zu seiner preußischen „Landtafel“, die 1595 in Königsberg in Deutsch erschienen ist. Der Theologe, Pfarrer und Kartograf Henneberg berichtet, im Insterburgischen Amt „sei ein starkes Volk und nach ihrer Art Gottesfürchtig, so ihre Pfarherr ehren, der Obrigkeit gehorsam und willig thun, was sie pflichtig sein, doch wenn sie über billigkeit und Pflicht getrieben werden, halten sie ob einandern<sup>83</sup>, fallen auf<sup>84</sup> wie die Bienen. Und obs sie auch wohl mit dem leidigen Saufflaster, so in diesen Landen sehr gemein ist, beladen sein, auch also, dass sie zu zeitten vollerweise Junge, Alte, Mann, Weib, Knecht, Magdt nicht als das Vieh zusammen auf der streiv<sup>85</sup> liegen, dennoch erfährt man nicht Unzucht von ihnen.“<sup>86</sup> Der Theologe Henneberg lobt die Sittenstrenge - auch im Laster - und zeichnet ein Bild der ihm eigentümlichen kollektiven Lebensweise der Litauer. „Auch dies ist an ihnen zu verwundern, dass ihrer so viel in einem Gehöft beisammen wohnen und sich friedlich verhalten können, wohl an die 20, 30 oder 40 oder auch mehr Personen. Sie essen alle dieselbe Kost, trinken dasselbe Getränk, die alte Mutter regiert die Verteilung. Gemüse essen sie in Menge, was sie darüber hinaus haben, das zerschneidet die Mutter in gleiche Teile und gibt einem jeglichen das seine. Das Haus, darinnen alle essen, heißt das Schwarzhaus und ist in Wahrheit von Rauch und Ruß schwarz genug. Daneben hat ein jegliches Ehepaar ein besonderes Häuslein .... von rundem Holz gesetzt ... Darinnen haben sie ihre Kleider, die schlicht

und gering und alle von einerlei Farbe und Form sind. Es gibt so viele solche Häuserchen, wie es Paare im Gehöft gibt.“<sup>87</sup>

Dass heute anerkannt werden muss, dass die kulturelle Assimilation der preußischen Litauer an ihre deutsche Umgebung – wenn und wo überhaupt – erst spät geschehen ist, zeigt sich in der Geschichte der litauischen Literatur. Und die beginnt in Ostpreußen. Das sieht man auch im heutigen Litauen so und nimmt es zum Anlass, die ostpreußische Geschichte zu einem Teil der eigenen Nationalgeschichte zu erklären. Wohl zu recht. Und warum sollten es Deutsche den Litauern verweigern? Andreas Kossert „Daß der in Ostpreußen gesprochene litauische Dialekt zur litauischen Hochsprache wurde, lag an den sprachlichen und kulturellen Traditionen, die mit der Gründung der Universität Königsberg entstanden. Diese sind ein wesentlicher Bestandteil des litauischen Nationalbewußtseins.“<sup>88</sup>

Von 1569 bis 1919 gibt es keinen unabhängigen litauischen Staat. Die katholischen Großlitauer sind erst mit den Polen verbunden, dann dem Russischen Reich zwangseingegliedert. Die protestantischen Kleinlitauer leben südlich einer Grenze, die schon im Jahr 1422 (Frieden von Melnosee) das Preußenland von Litauen trennt. Vom 16. bis zum 20. Jahrhundert ist der litauische Sprachraum politisch und konfessionell zweigeteilt in einen zum Großfürstentum gehörenden größeren und einen kleineren, zum Herzogtum Preußen gehörenden. In beiden entwickeln sich mit der Reformation nicht nur Unterschiede in der Konfessionszugehörigkeit, sondern auch in der Denk- und Lebensweisen. Die Litauischsprachigen verbindet seit der Reformation wenig mehr als eine gemeinsame Sprache. Die ist Jahrhunderte lang nicht durch eine Schrift- oder Kanzleisprache genormt. Fritz Tetzner zum litauischen Sprachdilemma: „Die geschichtlichen Ereignisse der letzten zwei Jahrhunderte waren nicht dazu angethan, die Sprache besonders zu pflegen. Der russische Teil war im Süden der polnischen, im Osten der weißrussischen, im Norden und Westen der deutschen, im Innern anfangs der polnischen, später durch die Beamten der russischen Überflutung ausgesetzt. Und so schrumpften die Grenzen immer weiter zusammen.“<sup>89</sup> Eine Standardisierung des Litauischen erfolgt durch den vom katholischen Teil Litauens ausgehenden Nationalismus des späten 19. Jahrhunderts. Dieser Standard der Hochsprache ist aber zu großen Teilen vom in Ostpreußen gesprochenen Litauischen beeinflusst.

Herzog Albrecht von Hohenzollern-Ansbach (\*1490; †1568) macht das Herzogtum zu einem einflussreichem Zentrum des neuen protestantischen Glaubens im Norden Europas. Sein politischer und konfessioneller Einfluss reicht nicht nur in das gesamte Baltikum, sondern durch seine Heirat mit Dorothea von Holstein-Dänemark (\*1504; †1547) im Jahr 1526 auch bis Skandinavien. Die Reformation in Preußen bewirkt, dass die vom Volk gesprochenen Sprachen zu einem der wichtigsten Mittel der Verbreitung der Reformation werden, aber auch eines Kulturtransfers. Herzog Albrecht erteilt Preußen, Litauern und Polen das Privileg, am Königsberger Gymnasium (1541) und an der 1544 gegründeten Königsberger Universität zu studieren. Um der Forderung Martin Luthers zu erfüllen, das Christentum in der Sprache des Volkes zu predigen, lässt der preußische Herzog für die in seinem Land lebenden Preußen, Litauer, Deutschen und Polen Bücher in deren Muttersprache drucken. Das erste Buch in deutscher Sprache, ein Katechismus, erscheint in Königsberg im Jahre 1524, in polnischer

Sprache 1543, in preußischer Sprache 1545. Unter Albrechts Regierung wird die Stadt Königsberg zu einer Stätte des Buchdrucks in deutscher, polnischer, litauischer, lettischer und altpreußischer Sprache.

Die amtliche Schriftsprache im Großfürstentum Litauen ist nicht litauisch, sondern eine besondere Kanzleiform der slawischen Sprachen, ein mit Lituanismen und Polonismen vermisches Weißrussisch. Im Großfürstentum Litauen 1563 gilt das von König und Großfürst Sigismund II. August (\*1520; †1572) erlassene Privileg über die Gleichstellung der drei christlichen Konfessionen - der Katholiken, der Russisch-Orthodoxen und der Protestanten (Lutheraner und Reformierte). Nach der 1569 geschlossenen parlamentarischen Union Litauens und Polens wird die religiöse Toleranz im gesamten Reich anerkannt. Diese Toleranz geht 1588 in den Gesetzeskodex des Großfürstentums Litauen ein.

Die Mehrheit der überlieferten frühen litauischen Werke sind kirchliche Texte, die ins Litauische übersetzt wurden. Der ältesten bis jetzt bekannten litauischen Texte sind drei handschriftliche Gebete („Vaterunser“, „Ave Maria“ und „Credo“) auf dem letzten Leerblatt des 1503 in Straßburg edierten „Tractatus sacerdotalis“ von Nicolaus de Blony, die heute im Besitz der Universität Wilna sind. Das erste litauische Buch ist der Katechismus des Martynas Mažvydas<sup>90</sup>, lateinisiert Martinus Mossuid, gedruckt 1547 in Königsberg. Mažvydas wird 1510 in Kudirkos Naumiestis (dt: Neustadt), in unmittelbarer Nachbarschaft des „Krugs auf der Heyde“, (der später zum Marktflücken Heydekrug wird,) geboren. Über das Leben von Martynas Mažvydas vor seiner Übersiedlung nach Königsberg ist wenig bekannt.<sup>91</sup> Er ist wohl hoch gebildet. Neben Litauisch beherrscht er Latein, Polnisch, die weißrussische Kanzleisprache und wahrscheinlich Griechisch. Herzog Albrecht wird während eines seiner Aufenthalte in Wilnius auf ihn aufmerksam und lädt ihn ein, an seiner neu gegründeten Universität zu studieren. Mažvydas trifft am 1. August 1546 in Königsberg ein. Er ist der erste litauische Student der Königsberger Universität. Wegen außerordentlich guter Leistungen wird seine Studienzeit verkürzt. Das Studium ist in Königsberg nur eine Nebentätigkeit von Mažvydas. Er übersetzt einen Katechismus in die litauische Sprache. Dieser litauische Katechismus erscheint 1547. Danach übernimmt Mažvydas eine Pastorenstelle in der litauischsprachigen protestantischen Kirchengemeinde Ragnit. In Ragnit verbringt er sein restliches Leben. Martynas Mažvydas stirbt dort am 21. Mai 1563.

Die Geschichte der litauischen Drucksprache beginnt im Großfürstentum Litauen fast fünfzig Jahre später als in Preußen. 1570 wird als Jesuitenkollegium gegründet, das 1579 zur östlichsten Universität Europas wird. Das erste gedruckte Buch auf Litauisch im Großfürstentum Litauen ist der katholische Katechismus des spanischen Jesuiten Jakob Ledesma, der 1595 in Vilnius in der Übersetzung von Mikalojus Dauksa (1527/1538; †1613) erscheint. Das erste Wörterbuch übersetzt 1620 Litauisch in die Synonyme Polnisch und Latein.

Kristijonas Donelaitis, latinisiert Christian Donalitus, gilt heute als Begründer der litauischen Nationalliteratur. Mit seinem ausgeprägten Bekenntnis zur litauischen Sprache und seinem bewussten Litauertum ist er dem kulturellen Bewusstsein der Litauer im Großfürstentum Litauen ein Jahrhundert voraus. Der Dichter und Pfarrer Donalitus wird 1714 in Lasdinehlen/Gut Altkrug bei Gumbinnen als litauischer Preuße geboren. Donalitus ist Sohn eines

Freibauern, der nach Kulmer Recht auf eigenem Grund und Boden sitzt. Von 1732 bis 1737 studiert er mit einem Stipendium am Seminarium Lituanicum der Theologischen Fakultät der Albertina in Königsberg. Donalitus wohnt in Königsberg im Kneiphöfischen Collegium Albertinum. Deutsch ist die Sprache, in der er sich bildet. Als Theologe beherrscht er außerdem Latein und Griechisch.

1740 geht Donalitus als Kantor und Rektor nach Stallupönen. Drei Jahre später übernimmt er die Pfarrstelle in Tollmingkehmen im Nordwesten der Rominter Heide (im späteren Kreis Goldap). Diese beiden Kirchspiele werden damals von Deutschen und Litauern bewohnt. Er heiratet die Witwe seines Amtsbruders in Stallupönen, Anna Regina Ohlefant. Seine Frau ist Deutsche. Seinem Nachfolger im Amt in Stallupönen hinterlässt er „Allerley zuverlässige Nachrichten“ über seine ersten Jahre nach dem Studium: „Anno 1740 kam ich als Cantor nach Staluppenen; dieses geschähe mit dem Ende des Julius. Anno 1742 wurde ich daselbst Rector und Ao. 1743 bekam ich die Vocation nach Tolm. vor Pfingsten. Aus Mitleyden gegen die Schuljugend blieb ich in Stalupp(enen). bis an die Hundstage; und den ersten Hundstag ging ich nach Königsberg. Den 17. Oktober wurde ich examiniert; den 21. ordinirt; den 24. November am 24. Sonntag nach Trin(itatis). wurde ich in Tolm(ingkehmen). introducirt; den 1. Advent trat ich in der alten Kirche mein Amt an. Den 11. Oktob(er). 1744 heiratete ich. Ich hatte keine Kinder, worüber ich mich immer gefreut habe, denn der Dienst ist mitelmäßig schlecht“.<sup>92</sup>

Pfarrer in Tollmingkehmen bleibt er 36 lange Jahre bis zu seinem Tode 1780. Donalitus predigt als Pfarrer deutsch und litauisch. Die litauischen Bauern seines Kirchdorfes schult er im Gartenbau und betätigt sich handwerklich naturwissenschaftlich. Mit den Amtsmännern des Königs kämpft er um seine Pfarrländereien und um den Bau eines Witwenhauses. Anna Regina Donalitus überlebt ihren Mann um achtzehn Jahre und wird so lange im erstrittenen Witwenhaus leben.

Dem Leben seiner Scharwerksbauern hat Donalitus seine Versdichtung „Metai“ gewidmet, die „Jahreszeiten“. „Freuden des Frühlings“, „Arbeiten des Sommers“, „Gaben des Herbstes“, „Sorgen des Winters“. Es sind Bilder in antiken Hexametern. Es wird angenommen, dass die „Jahreszeiten“ in den Jahren 1760 bis 1775 entstehen. Herausgegeben werden sie jedoch erst 38 Jahre nach dem Tode des Dichters. Donalitus schildert das Leben der preußisch-litauischen Bauern. Das ganze Jahr arbeiten sie, kämpfen gegen Hunger und Kälte. Sie sind größtenteils arm und fromm und besuchen regelmäßig zur Kirche. Die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens wie Hochzeit bzw. Taufe feiern sie intensiv, wobei unangemessen viel gegessen und getrunken wird. Sie kritisieren ihre deutschen „Herren“. Gleichzeitig sind sie dem preußischen König treu ergeben. Sie versuchen, nicht überfremdet zu werden, werden aber doch von deren Lebensart stark beeinflusst.

Donalitus behandelt in seinem Werk „Jahreszeiten“ auch das Verhältnis der Litauer zu anderen Ethnien, in erster Linie zu den Deutschen, aber auch zu den eingewanderten Schweizern und Franzosen. Die nennt er „Kolonisten“. In diesen „Fremden“ sieht der Dichter eine Bedrohung für die Kultur der litauischen Bevölkerung. Der Autor der Jahreszeiten spricht in einer Zeit, in der sich die Völker noch nicht als Nationen begreifen, über ethnische, keine

nationalen Gegensätze. Sie werden in Ostpreußen erst Ende des 19. Jahrhunderts ausbrechen. Dann sind große Teile der preußisch-litauischen Bevölkerung schon dem Deutschtum assimiliert.

Die Litauer im Zarenreich haben Donelaitis erst Anfang des 20. Jahrhunderts entdeckt. Seit dieser Zeit sieht man in ihm den Begründer der litauischen Nationalliteratur. Schon zu Beginn 19. Jahrhundert interessierten sich für die von Donelaitis geschaffene litauische Literatur aber deutschsprachige ostpreußische Forscher. Seitdem ist sein Hauptwerk viermal in deutscher Sprache herausgegeben worden. Die Universität Königsberg ist seit dem 17. Jahrhundert neben Halle an der Saale das wissenschaftliche Zentrum für Studien zur litauischen Sprache. Es sind vor allem deutsche Philologen wie Adalbert Bezzenberger, Georg Sauerwein, August Schleicher, (\*1821; †1868) und Fritz Tetzner, die sich mit Litauertum und deutscher Sprache beschäftigen.

Der Volkskundler und Slawist Fritz Tetzner lobt 1902 Donalitus Werk und reklamiert es für die deutsche Literaturgeschichte: „Es ist wünschenswert, daß Donalitus seinen Platz in der deutschen Literaturgeschichte bekommt. Er hat in Deutschland Zeit seines Lebens gewieilt und deutschen Boden und deutsche Staatsangehörige in seinen Gedichten behandelt, ganz abgesehen davon, daß er deutsch gepredigt, deutsch gedichtet und deutsche Prosa geschrieben hat. Von litauischen Dichtungen sind sechs Fabeln, eine poetische Erzählung und vier Idyllen aufbewahrt; der Sprachfertigkeit nach ist dies wohl auch die zeitliche Reihenfolge. Sämtliche Gedichte sind in Hexametern geschrieben, dies ist bemerkenswert. Donalitus hatte in seinem Volke gar keine Vorgänger, er schuf die dichterische Form, die vorher kein neues Kulturvolk nachgeahmt hatte, die Form Virgils, neu.“<sup>93</sup>

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, nur fünf Jahrzehnte nach Donalitus Tod, erstirbt in Tollmingkehmen das Litauische. Fritz Tetzner erwähnt die Wirkungsstätte des Pfarrers Donalitus in einer anderen Schreibweise: „Als Beispiel sei Tolminkemen erwähnt, das ja seit einigen Jahrzehnten völlig germanisiert ist“. Und nennt dann weitere Beispiele. „Zu Muldszen im Gerdauischen erlosch die litauische Predigt im vorigen Jahrhundert, ebenso in den Stranddörfern von Fischhausen und Königsberg-Land. Dasselbe Ereignis vollzog sich um 1890 zu Bailethen im Darkehmischen und zu Plibischken im Wehlauschen. Plibischken hatte um 1800 noch 1.000 litauische Kommunikanten. Im Gumbinnischen wurde 1883 zu Niebudszen das letzte Mal litauisch gepredigt.“<sup>94</sup> Im Kirchspiel Szittkehmen im Kreis Goldap sind im Jahre 1847 von 4.100 Bewohnern noch 1.163 Litauer.<sup>95</sup>

Fritz Tetzner ermittelt für die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert eine Südgrenze des Litauischen in Ostpreußen. „Es gehören also zum litauischen Sprachgebiet hinsichtlich der Kirchensprache vollständig die fünf Kreise Memel, Heydekrug, Tilsit, Ragnit, Niederung; teilweise aber die fünf Kreise Pillkallen (ohne Warningken!), Labiau Ost, Insterburg Nord, Stallupönen Nordost, Goldap Ost.“<sup>96</sup> 1910 zählen deutsche Statistiker noch knapp 100.000 Bürger litauischer Muttersprache in Ostpreußen. Nur in den Kreisen hinter der Memel gibt bei Befragungen noch etwa die Hälfte der Familienväter das Litauische als Haussprache an. Ulla Lachauer: „Praktisch bedeutete das Zweisprachigkeit, zumindest in den zwei jüngeren Gene-

rationen, eine - wie man in Südtirol sagte – ‚lingua dcl cuore‘ für drinnen und eine ‚lingua del pane‘.“<sup>97</sup>

Nach der Abtrennung des Memellandes 1919 bietet nur noch die evangelische Kirche dem Litauischen in Ostpreußen ein letztes Refugium. Ab 1919 werden in der Provinz Ostpreußen litauische Gottesdienste regelmäßig nur noch in den Orten Tilsit, Pillkallen, Skaisgirren, Inse, Pokraken, Jurgaitschen und Ragnit abgehalten. Nach 1933 wird litauischer Gottesdienst auch dort eingestellt. Nur noch zu besonderen Anlässen wird in Tilsit und Ragnit bis 1944 auf litauisch gesungen und gepredigt.<sup>98</sup>

Der sächsische Autor Jens Sparschuh (\*1955) hat im Jahr 2001 über Richard Pietsch (\*1915; †2008) ein Radio Feature „Der letzte Elch“ produziert. Richard Pietsch stammt aus Nidden von der Kurischen Nehrung. Der im Jahr 2008 verstorbene Richard Pietsch war als Letzter des Nehrungskurischen mächtig. Mit Richard Pietschs Tod ist die kurische Sprache erloschen. Sie war die kleinste im Deutschen Kaiserreich gesprochene Sprache und war wohl mehr ein lettischer Dialekt als eine eigene Sprache.

In seinen 1825 erscheinenden „Nachrichten über die Kurische Nehrung“ berichtet der Kant Schüler und Biograph Reinhold Bernhard Jachmann (\*1767; †1843), dass schon gleich hinter Cranz am südlichen Ende die Bewohner der Nehrung eine antiquierte Sprache sprechen: „In Sarkau fängt auch die kurische Sprache an und erstreckt sich über die ganze Nehrung, jedoch untermischt mit deutsch und littauisch, wodurch die Kultivirung der Einsassen sehr erschwert wird. Sie wird für ein Ueberbleibsel der altpreußischen Sprache gehalten.“<sup>99</sup> Der Jurist und Schriftsteller Ludwig Passarge bereist 1868 die Kurische Nehrung. Ihre karge Landschaft wird erst gerade von den Ostpreußen als Exotik im eigenen Land entdeckt. Auch Passarge weiß noch wenig von den Kuren und ihrer Sprache. Er sieht in ihr aber bereits einen lettischen Dialekt. Schon zu Passarges Zeit ist der Assimilierungsdruck stark.<sup>100</sup> Die deutsche Sprachgrenze hat sich bis Pillkopen vorgeschoben. Auch von Norden, von Sandkrug und von Schwarzort, nähert sich das Deutsche der Mitte der Nehrung. Die Kuren passen sich für Passarge zu willig allem Deutschen an: „Sie haben kaum ein Bewußtsein ihrer Nationalität und noch weniger das Verlangen sie zu bewahren; das Deutsche vertritt ihnen die Kultur, die Vornehmheit; sie hören diese Sprache in den Städten. So lernen sie es gern und freudig.“ Für Passarge ist das Kurische dem Untergang geweiht, dass er 1867 im übrigen für die nahe Zukunft auch dem Litauischen in Preußen prophezeit. Da viele kurische Männer litauische Frauen aus den Haffdörfern heiraten, ist auf der Nehrung die Familiensprache oft nicht kurisch. Die Sprache wird deshalb im 20. Jahrhundert häufig nur noch von Männern gesprochen. Die Männer der kurischen Sprachinseln in Nidden, Perwelk und Preis sind meistens Fischer. Das Kurische wird darum von ihnen als derbe Fachsprache genutzt.

Nur in einigen Dörfern in dem von 1923 bis 1939 litauischen Teil der Kurischen Nehrung wird noch kurisch gesprochen. Richard Pietsch, der letzter Sprecher des Kurischen, ist das vierte von fünf Kindern einer alten Niddener Fischerfamilie. Beide Eltern und die Fischer der Nachbarfamilien sprechen in seiner Kindheit und Jugend vorwiegend kurisch. Pietsch: „Überall wurden die Kuren im Laufe der Jahrhunderte assimiliert, nur auf der einsamen Kurischen Nehrung konnten sie sich gegen die deutsche und die litauische Sprache behaupten. In den



Nehrungsdörfern Nidden, Karwaiten und Kunzen lebten die meisten von ihnen, später auch in den neuen Dörfern Preil und Perwelk, wo fast alle Familien, wie sich Richard Pietsch erinnert, Kuren waren. Sie lebten auf einer Sprachinsel, von Kurland getrennt durch litauisches Gebiet“.<sup>1</sup> Pietsch schätzt im Jahr 1982, dass in Nidden 139, in Preil 45, in Perwelk 30 sowie in Schwarzort 43 Familien bei Kriegsende noch Kurisch sprachen.<sup>101</sup>

Das Nehrungskurische ist ein Dialekt des Mittel-Lettischen, in dessen livländischem Verbreitungsgebiet auch die heutige lettische Hochsprache entstanden ist. Die ursprünglich baltische Sprache Altkurisch hat sich früh an die lettische angelehnt. Die auf der Nehrung, um das kurische Haff herum und im Memeldelta lebenden Kuren sind im 16. Jahrhundert als Fischer aus Kurland eingewandert.<sup>102</sup> Die kurische Sprache unterliegt der raschen Veränderung, da sie viele litauische und deutsche Begriffe aufnimmt.<sup>103</sup> Der Journalist Henning Sietz hat im Jahr 2002 Richard Pietsch in dessen Heidelberger Seniorenstift besucht und in einem Artikel in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung „Nur Richard Pietsch beherrscht noch das Kurische“ auf die zum Sterben verurteilte Sprache aufmerksam gemacht. „Lange zweifelte man, ob das Kurische überhaupt eine baltische Sprache sei. Man schob es als Dialekt zwischen den westbaltischen und ostbaltischen Sprachen hin und her, bis man sich auf die ostbaltische Gruppe einigte, einer gewissen Ähnlichkeit mit dem Lettischen wegen. Andere sahen es als Übergangsdialekt zwischen der litauischen und der lettischen Sprache.“<sup>104</sup> Der in Münster lehrende Baltist Friedrich Scholz (\*1928) weist sie im Jahr 1982 eindeutig dem Lettischen zu. „Nach dem heutigen Stand der Forschung bildete das Kurische einmal eine selbständige baltische Sprache, die dem Lettischen wohl aber von Anfang an sehr nahe stand. Es hat sich im Lauf der Geschichte schon früh dem Lettischen in einem Maße angeglichen, daß es schon bald als eine lettische Dialektgruppe anzusehen war.“<sup>105</sup>

Die kurische Sprache hatte einen seltsam geheimnisvollen Klang. Henning Sietz beschreibt sie 2002 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. „Wenn man Richard Pietsch zuhört, könnte man meinen, Kurisch habe etwas mit Kroatisch gemein. Baltische und slawische Sprachen sind zwar verwandt und in der baltoslawischen Familie des indogermanischen Sprachensbaums zusammengefaßt, aber so eng ist die Verwandtschaft nicht. Der Grund könnte in den kurzen und langen Betonungen des Kurischen liegen, die auch mal aufwärts gerichtet sind oder abwärts schwingen: eine sehr musikalische Sprache.“ Sietz nennt ein Beispiel: „Hand heißt kurisch ‚ruoak‘, lettisch ‚ruoka‘, litauisch ‚ranka‘, russisch ‚ruka‘.

Unabhängig von der staatlichen Zugehörigkeit zu Litauen betrachtet sich die ethnisch kurische Bevölkerung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als deutsch. Deshalb flüchtet nahezu die gesamte Bevölkerung der Nehrungs- und Haffdörfer Ende 1944 in Richtung Westen. Nicht wenige kommen bei Flucht, Vertreibung und den Verschleppungen nach 1945 um. Die wenigen auf dem litauischen Teil der Nehrung verbliebenen kurischen Fischer siedeln ab Mitte der 1950er Jahre in die Bundesrepublik und die DDR um. Hier gehen die Nachbarschaften und Familienzusammenhänge verloren und mit den Alten stirbt die Sprache aus. Nur in den litauischen Haffdörfern bleiben wenige Kuren, die aber die Sprache nicht beherrschen, zurück und sind heute an ihre litauische Nachbarschaft völlig assimiliert.

Richard Pietsch stirbt im Sommer 2008 in Heidelberg. Seine Urne wird am 7. September 2008 von seinem jüngsten Sohn nach Nidden überführt. Der letzte Kure wird neben seiner Mutter und seiner Großmutter, deren Grabeinfassungen kurisch hellblau gestrichen sind, bestattet. Auf seinem Grab steht eine von Pietsch selbst geschnitzte Tafel mit dem „Vater Unser“ in Deutsch, Kurisch und Litauisch. Mit Richard Pietsch Tod ist die kurische Sprache nur noch eine Angelegenheit der historischen Sprachwissenschaft. In Deutschland erinnern nur noch die kurischen Familiennamen wie Bojahr, Kur, Perkuhn, Sakuth, Schekahns und Sprie an das Kurische.<sup>106</sup>

## **Öffentliche Dienste in Ostpreußen - Die immer zu spät kommen**

In Beiswalde im Kreis Heilsberg geht man zur Winterszeit früh schlafen. So lange die Sonne noch irgendein Licht spendet, haben auf den Höfen die Knechte mit dem Flegel gedroschen. Dann, nach 14 Stunden Arbeit, sind sie müde. Sie haben abgefüttert und legen sich im Stall in ihre Verschläge schlafen. Die Mägde stellen die Spinnräder zur Seite und begeben sich in ihre ungeheizten Kammern. Auch der Bauer ist schon in seinem Himmelbett verschwunden. Still wie ausgestorben liegt das Dorf. Alles schläft. Alles schläft? Nein. Bis zur Jahrhundertwende hat selbst das Bauerndorf Beiswalde noch einen Nachtwächter. Der „getreue Quarid“, wie ihn Robert Teichert in seiner Dorfchronik nennt, wandert einsam durch die Straßen und engen Gassen. „Seine Ausrüstung besteht aus einer 20 cm langen hölzernen Pfeife, der er von Zeit zu Zeit melodische Töne entlockt, ferner einer Holzscharre, seinem Alarmgerät, das er durch eine Schleuderbewegung furchtbar kreischen lassen könnte, wenn etwa ein Feuer ausbräche, und endlich einem kleinen Feuerhaken, den er gegen alle Feinde richten würde, die die sanft schlummernden Dorfbewohner bedrohen, gegen das Feuer und die Diebe, aber auch gegen die ihn zuweilen neckenden jungen Burschen.“<sup>107</sup>

Noch in den 1860er Jahren stapft auch in Tapiau der Nachtwächter mit Laterne, Pikhaken, umgehängtem Feuerhorn und Stundenpfeife durch die nächtlichen Gassen. Ab 20.00 Uhr ruft er mit der Pfeife die Stunden bis Mitternacht aus. Sein Triller um 22.00 Uhr ist für die Gaststätten das Zeichen zu schließen. Denn es gibt eine Polizeistunde. Wenn ein Brand ausbricht, alarmiert der Nachtwächter die Feuerwehr.<sup>108</sup> Durch die Nacht eilen dann die Männer der Freiwilligen Feuerwehr in Tapiau zum Spritzenhaus.

Aber wie ist es in den kleinen Dörfern? In Tuppen im Kreis Pillkallen steht das Spritzenhäuschen am Dorfanger. Die Spritze ist immer von den freiwilligen Helfern des Tuppener Feuerwehrhauptmanns Manglitz einsatzbereit gehalten und blank geputzt. Manglitz ist zugleich der Schmied des Dorfes und hat auch das Amt des Fleischbeschauers inne. Hildegard Rauschenbach, 1926 als Hildegard Mischke im Nachbardorf Dickschen geboren, berichtet wie seit Generationen der Feueralarm ausgelöst wird: „In jedem der umliegenden Dörfer Tuppens, das zentral lag, hatte ein Mann ein Feuerhorn und die Aufgabe durch Blasen des Horns einen ausbrechenden Brand zu melden. Schaurig war es, wenn das Feuerhorn ertönte“. Dreimal hintereinander, dann eine kurze Pause und wieder dreimal und wieder dreimal, bis alles in Bewegung ist, wird um Tuppen herum in das Horn geblasen. „Der Ruf des Hornes pflanzte sich von Dorf zu Dorf fort, und rief die Feuerwehrleute zusammen. Genauestens war eingeteilt, welcher Bauer die Pferde zum Spritzenhäuschen bringen mußte und wer die Wassertonnen vom Kiewenschuppen zur Brandstelle zu schleifen hatte. Vierspännig und im Galopp rasten die Pferde mit der Spritze, auf dem die Feuerwehrleute saßen, die sandigen Dorfstraßen und gegebenenfalls die Feldwege entlang, aus allen Richtungen kamen die Gespanne mit den Wassertonnen, aber - sie kamen immer zu spät.“<sup>109</sup>

Der Gedanke zur Gründung freiwilliger Feuerwehren geht in der Provinz Ostpreußen in den meisten Fällen von den Turnvereinen aus, die zwischen 1820 und 1848 entstanden sind. In

der Stadt Preußisch Holland im Oberland initiiert der „Turn- und Sportverein von 1865“ im Jahr 1893 die Aufstellung einer Wehr. An der Gründungsversammlung am 16. August nehmen 29 Personen teil, hauptsächlich Turner. Die Mitglieder des Vorstandes sind der Kreisbaumeister, zwei Kaufleute, ein Kupferschmiedemeister, ein Schornsteinfeger, die Glasermeister und ein Maler.<sup>110</sup>

Auch in Christburg entsteht 1882 aus dem Turnverein die Christburger Feuerwehr. Vorher sind in der Stadt im Kreis Stuhm die Spritzen auf die einzelnen Innungen verteilt. Die Christburger Freiwillige Feuerwehr ist schon bald vollmotorisiert. Ein Brand im Jahr 1906 hilft der Christburger Stadtplanung und Marktwirtschaft. Das Haus des Kaufmanns Freytag teilt den Marktplatz in zwei Hälften. Otto Piepkorn zu einem gezielten Löscheinsatz, der der Stadt einen großzügigen Marktplatz beschert: „Als es brannte, löschte man immer da, wo es noch nicht brannte, ganz nach Vorschrift. So kam Christburg zu seinem übersichtlichen Marktplatz.“<sup>111</sup>

In Plausen im Ermland steht in der Dorfmitte ein Spritzenhaus. Den Kindern aus dem Dorf ist es stets etwas unheimlich. Das Spritzenhaus dient als Leichenhaus für Selbstmörder oder unbekannte Tote, die auf Durchreise verstorben sind. Die Ortsansässigen und die christlich Verstorbenen werden in ihren Häusern aufgebahrt. Im Kriminalitätsfall wird das Feuerwehrhaus immer dann zum Arrestlokal, wenn der Straftäter nicht sofort aus dem Dorf abtransportiert werden kann.<sup>112</sup>

Bis 1925 schreitet im Städtchen Bischofswerder im westpreußischen Kreis Rosenberg der Stadtwachtmeister Hugo Lange bei Verfehlungen ein. Als städtischer Beamter ist er dem Bürgermeister unterstellt, im Notfall, der selten vorkommt, aber auch dem Landrat. „Stolz ging er als wohlbestellter Beamter seinem Dienst nach; zur Sommerszeit in langen weißen Hosen, den Polizeisäbel unter das unvergeßliche blaue Tuch seines Uniformrockes geschlallt, den Helm auf dem Kopfe, aus dem zwei gütige Augen auf die ihn begleitenden Kinder blickten, die ihm stets folgten ...,-wenn er von Straße zu Straße mit seiner Klingel die Bürger vor die Haustür rief, um ihnen die Verordnungen des Magistrats bekanntzugeben.“<sup>113</sup>

Auch die Städte Neidenburg und Soldau im Süden Masurens kommen damals mit geringen Polizeikräften aus. Ihre städtischen Polizeisergeanten sind wie üblich aus dem aktiven Heeresdienst in den Dienst der beiden Städte getreten. Der jeweilige Bürgermeister ist ihr direkter Vorgesetzter. Auch ihre Aufgabe besteht vornehmlich darin, im Stadtgebiet Streife zu gehen und dabei auf alle vorkommenden Ordnungswidrigkeiten zu achten. Vor allem leisten sie Dienst in den Nachtstunden. Stationiert sind sie in den Rathäusern, wo ihnen ein Raum als sogenannte Wache zur Verfügung steht. Ein weiterer Raum dient als Arrestzelle für Personen. Liegen bei Festgenommenen die Voraussetzungen für einen Haftbefehl vor, so werden sie dem Richter vorgeführt.<sup>114</sup>

Im Kreisgebiet von Neidenburg untersteht wie überall in Preußen in den dörflichen Gemeinden die Polizei dem Landrat. Obwohl der Kreis ein Grenzbezirk ist, kommt man mit wenigen Polizeikräften aus. Im ganzen Kreisgebiet sorgen etwa zehn Landgendarmen, die „Wachtmeister“ genannt werden, für Ordnung und Sicherheit.<sup>115</sup> In der Zeit von 1919 bis 1934 heißen die Gendarmen bzw. Wachtmeister dann „Landjäger“. Die Bezeichnung hat sich bei der

Bevölkerung kaum eingebürgert, da wird sie 1934 wieder aufgehoben, als die Polizei eine Angelegenheit der Länder und dann des Reiches wird. Als aus den „Landjägern“ Polizisten werden, stellen sie immer weniger Hühnerdieben nach, sondern sind oft ein Instrument der nazistischen Gewaltherrschaft.<sup>116</sup>

Während die Russen ihre Grenze mit einem „Kordon“ aus befestigten Stellungen abriegeln, wird von deutscher Seite wenig zur Sicherung der Grenze getan. Wenn, dann beschränkt man sich auf fiskalische Angelegenheiten. Sie obliegen seit 1871 einer Reichsbehörde, dem Zoll. Die Zollbeamten kontrollieren an den Grenzübergängen und patrouillieren mehr stichprobenartig an der Grenze. Ihre vorgesetzten Bezirkszollkommissare und einige Beamte in weiter von Städten entfernten Zollaufsichtsstellen sind beritten. „Auch war es infolge der schlechten Wegeverhältnisse unmittelbar an der Grenze (Feldwege, Grenzstege und Acker-raine) nur möglich, den Dienst zu Pferde durchzuführen. Sie mussten wie jeder andere Beamte Tag und Nacht Dienst im Bezirk verrichten.“<sup>117</sup>

Die Zollbeamten sind entlang der Grenze, in der Regel in der Nähe von Straßenübergängen, stationiert. Sie wohnen mit ihren Familien in reichseigenen Zollgebäuden aus rotem Backstein unmittelbar an der Grenze. Die Gebäude sind Zwei- und Dreifamilienhäuser. Zu jedem Haus gehören ein kleiner Stall und Gartengrundstücke von etwa 500-800 qm Größe. Die Beamten betreiben hier Kleintierzucht und Gemüseanbau und füttern sogar Schweine. Der Zolldienst an der ländlichen ostpreußischen Grenze ist bei Zollangehörigen nicht sehr beliebt.

In Wyszupönen im Amtsbezirk Kallweitschen, Kreis Goldap sind die Winter besonders lang. Sie dauern von Ende November bis Anfang April. Es liegt tiefer Schnee und herrscht starker Frost mit durchschnittlich -18 Grad. Aber auch bei diesem Wetter hat der kaiserliche Postbeamte seine Pflicht zu tun. Die Wegstrecken von einem Gehöft zum anderen sind nicht vom Schnee geräumt. Die Postboten bahnen sich querfeldein zu Fuß den Weg. Die meisten Adressaten wohnen nicht im kleinen Ortskern, sondern in den Abbauten im Durchschnitt 300 bis 400 m von einander entfernt. Die Ortschaft zieht sich etwa 2 bis 3 km auseinander. 15 km lang ist die Wegstrecke der Postboten, die sie jeden Tag bei Sonne, Regen und Sturmwetter abgehen müssen. Die Zustellung wird nur im Sommer mit dem Fahrrad ausgeführt. Im Winter wird auf das Unterschnallen von Skiern verzichtet, weil das viele An- und Abschnallen bei den damaligen Bindungen zu zeitraubend gewesen sein soll. Zugestellt werden Briefe, Zeitungen, Zahlungsanweisungen und Päckchen. Auf der Tour wird auch Briefpost mit Portogeld mitgenommen. Pakete haben die Empfänger von der Postnebenstelle selbst abzuholen. Die Zustellung beginnt um ca. 8:00 Uhr und endet im Sommer gegen 15:00 Uhr. Im Winter dauert je nach Schneelage die Tour auch schon mal bis 18:00 Uhr. Es kommt vor, dass der ganze Bezirk vom Boten an einem Tage nicht abgelaufen werden kann. Dann wird der Bezirk nur zur Hälfte bewältigt, in der anderen Hälfte wird dann an dem folgenden Tag zugestellt.<sup>118</sup>

Eine Postkarte aus Hamburg ist im Jahr 1914 in ein kleines ostpreußisches Dorf nicht länger als 25 Stunden unterwegs. Der Bau eines immer engeren Eisenbahnnetzes hat auch in Ostpreußen den Postverkehr entscheidend beschleunigt. Seit dem 12. Mai 1871 gibt es die Kai-

serliche Post, hervorgegangen aus der Norddeutschen Post, in die wiederum 1867 die Preußische Postverwaltung aufgegangen ist. Jedes „Kaiserliche Postamt“ übergibt seinen nicht lokalen Brief- und Paketverkehr auf dem nächsten Bahnhof der Bahnpost. Der Bahnpostdienst ist überregional organisiert und richtet sich nach dem Streckenlauf und der Umlaufplanung, den die Eisenbahnlinien vorgeben. Auf der 742 km langen Strecke Berlin-Dirschau-Königsberg-Eydtkuhnen hätte das Personal mehr als zwölf Stunden im fahrenden Zug zu arbeiten. Das Personal wird deshalb auf dieser langen Strecke in Dirschau ausgewechselt.<sup>119</sup>

Die Zahl der „Postanstalten“ in Ostpreußen wächst von 177 im Jahr 1850 um das zehnfache, auf 1.867 im Jahr 1913. Für politisch oder gesellschaftlich auffällig gewordene „Postassistenten“ im Westen des Reichs sind abgelegene ostpreußische Landpostämter bevorzugte Ziele von Strafversetzungen.<sup>120</sup>

Die Stadt Bartenstein im Kreis Friedland hat im Jahr 1897 ca. 6.500 Einwohner. Bartenstein ist da noch nicht Kreisstadt. Allerdings sind dort einige landwirtschaftliche Fabriken und ein Gericht ansässig. In Bartenstein erscheint eine Zeitung, der „Bartensteiner Anzeiger“. Ihre Zustellung am Ort des Erscheinens besorgen eigene Boten des Verlages. Etwa 400 Exemplare des Anzeigers werden durch Vermittlung der Post bezogen, wohl überwiegend von Bewohnern der ländlichen Nachbarschaft und der weiteren Umgehung. Das Bartensteiner Postamt versorgt zusätzlich die umliegenden Landgemeinden mit. Eine Chronik des Postamtes Bartenstein weist für das Jahr 1897 nach, dass von auswärts auf dem Postwege zusätzlich 194 verschiedene Zeitungen in 1.080 Exemplaren in Bartenstein ausgeliefert werden. Die Chronik nennt 21 Zeitungen mit Namen, von denen viele in der Reichshauptstadt erscheinen und mit einem Tag Verspätung in der tiefen Provinz eintreffen. Die „Berliner Morgenpost“ z.B. wird in Bartenstein in 79, das „Berliner Tageblatt“ in 14 Exemplaren gelesen. Aus der Provinzhauptstadt kommen 115 aktuelle Exemplare der konservativen „Königsberger Allgemeinen Zeitung“ und 75 der liberalen „Hartungschen Zeitung“.

Durch den postalischen Bezugsweg über die staatliche Post erhält die preußische Pressezensur einen guten Überblick über die Abonnements missliebiger Zeitungen. Denn Zeitungen politischen Inhalts unterliegen dem Postzwang, der mit dem preußischen Postgesetz von 1852 eingeführt und in den nächsten Jahrzehnten nur schrittweise wieder abgebaut wird.<sup>121</sup>

Eine Art Post gibt es in Ostpreußen schon seit den Zeiten des Deutschen Ordens. Sie verbindet oft aber nur die wirklich großen Städte. So wird erst im Jahr 1822 Hohenstein im Kreis Osterode durch eine regelmäßige Botenpost mit Osterode verbunden und damit an das mitteleuropäische Postnetz angeschlossen. Um 1840 besteht mit wöchentlich zweimaliger Postzustellung eine Postverbindung von Berlin nach Liebemühl mit Anschluss nach Hohenstein.<sup>122</sup>

Die „gelbe Post“ wird durch eine moderne Verkehrsinfrastruktur stark beschleunigt, bleibt aber ein „altes“ Kommunikationsmittel. Das erste Medium der modernen Kommunikationstechnologie, das Ostpreußen erreicht, ist die Telegrafie. Die erste elektrische Telegrafienlinie nach Ostpreußen führt von Berlin über Bromberg nach Königsberg. Dort eröffnet am 20. Juli 1853 eine Telegrafienstation.<sup>123</sup> Der Ausbau des Leitungsnetzes in Ostpreußen erfolgt zügig.

In Bartenstein hat schon 1861 ein Telegrafenamts.<sup>124</sup> 1875 sind praktisch alle Kreisstädte in Ostpreußen in das Telegrafennetz einbezogen.

Telegraf und Telefon verändern das Landschaftsbild. Die Streckenführung der Telegrafenerleitungen folgt häufig den Landstraßen, geht aber auch durch freies Gelände. Mit dem fortschreitenden Eisenbahnbau verlegt man die Telegrafenerlinien wenn möglich neben die Bahnstrecken. Die oberirdischen Leitungen sind bei den ostpreußischen Witterungsverhältnissen besonderen Risiken ausgesetzt. Eisbildung an den Leitungen und Schneelasten führen im Winter häufig zu Streckenbruch. Ein erstes unterirdisches Telegrafenkabel wird 1880 von Danzig nach Königsberg verlegt. Im Übrigen müssen auch in Masuren häufig Seekabel verwendet werden, um Seen, Flüsse und Kanäle durchqueren zu können. Kleinere Telegrafestationen werden zumeist von Privatleuten verwaltet. Sie üben die Tätigkeit nebenberuflich aus.

Im Jahr 1881 werden in Berlin und Hamburg die beiden ersten öffentlichen Telefonnetze errichtet, mit 48 bzw. 94 Teilnehmern. Schon zwei Jahre später, 1883, hat Königsberg ein Ortsnetz mit 25 Teilnehmern. Die Zahl der Telefonteilnehmer steigt nur langsam an. Erst nach fünf Jahren erreicht sie 143, nach zehn Jahren 563. 1893 werden im Jahresdurchschnitt täglich 6.677 Gespräche vermittelt. 1887 gehen in Elbing, 1888 in Memel und 1889 in Pillau eigene Netze in Betrieb. 1894 wird Königsberg mit dem Hafen Pillau und dem Seebad Cranz über Land verbunden. Mit den 32 km nach Cranz und den 59 km nach Pillau ist mit zusammen 91km Länge das erste Fernnetz in Ostpreußen geschaffen. Als erste Fernleitung erreicht Ostpreußen über Posen, Bromberg, Danzig, Elbing, Königsberg, Insterburg und Tilsit nach Memel eine Verbindung aus Berlin.<sup>125</sup> Dörfer wie Plausen im Ermland haben schon vor dem Ersten Weltkrieg Anschluss an das deutsche Fernsprechnetz. Elektrischen Strom können die Dorfbewohner aber erst im Rahmen der allgemeinen Elektrifizierung Ostpreußens Ende der 1920er Jahre beziehen.<sup>126</sup>

In den Gutsbezirken, Dörfern und Städten definiert bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts die der Sonnenhöchststand an dem jeweiligen Ort eine „Lokalzeit“. Diese „astronomische“ Zeit wird mit Sonnenuhren gemessen, mechanische Uhren werden danach gestellt. Da die Sonne nicht auf einer runden, sondern auf einer elliptischen Form läuft - und wegen der Schiefe der Erdbahn - kann die Sonnenzeit im jährlichen 24-Stunden-Rhythmus um -14,3 bis +16,4 Minuten von der mittleren Tageszeit abweichen. Zwischen 1780 und 1810 wird in vielen europäischen Hauptstädten wie Berlin darum eine „mittlere Sonnenzeit“ bestimmt. Die Differenz von astronomischer und mittlerer Sonnenzeit wird in tabellarischen „Zeitgleichungen“ veröffentlicht. Eine solche mittlere Sonnenzeit wird auch für die kleineren Städte errechnet. So weicht in Maldeuten im oberländischen Kreis Mohrungen die Zeit von der mittleren Berliner Zeit um +24½ Minuten ab.<sup>127</sup>

Noch das ganze 18. Jahrhundert werden öffentliche Uhren in Ostpreußens Städten nach der mittleren lokalen Sonnenzeit umgestellt. In einer Zeit, da die Welt lokal ausgerichtet ist, die Menschen sich nach Sonnenauf- und Sonnenuntergang, höchstens nach dem Datum im Kalender richten, spielt die genaue Uhrzeit eine geringe Rolle. Eine übereinstimmende Zeit wird zunächst für das Postwesen, später für den überregionalen Verkehr unentbehrlich. In

Preußen wird im Jahr 1825 die Uhr des Berliner General-Post-Amtes („nach der Berliner Normaluhr“) zur maßgeblichen Zeit für das ganze Königreich.<sup>128</sup> Bis zum Anschluss an das Telegraphennetz bringt der Postillon, wo er von der Bahnpost noch nicht vertrieben ist, mit seinem Eilpostwagen diese Zeit in die Städte und Kirchspiele der Provinz. Er zeigt seine verschlossene „Cours-Uhr“ bei seiner Durchfahrt durch den Ort dem Bürgermeister oder dem Pfarrer vor, die dann die Rathaus- oder Kirchturmuhren nach ihr stellen. Die Sonnenuhren an den öffentlichen Gebäuden verschwinden jetzt nach und nach. Mit Einführung des Telegraphen erfolgt die Zeitansage mit Durchgabe eines Morse-Signals, dessen Ende eine genau definierte Uhrzeit anzeigt, nach der dann die örtlichen Uhren gestellt werden.

Bis zum Jahr 1893 gelten in den einigen Ländern des deutschen Reiches individuelle Zeiten. In Bayern beispielsweise richtet man sich nach der Münchener Ortszeit, die gegenüber der in ganz Preußen geltenden Berliner Zeit einen Versatz von sieben Minuten hat. Im Deutschen Reich wird zum 1. April 1893 eine „Mittleuropäische Zeit“ als Einheitszeit für ganz Deutschland festgelegt. Es ist die Zeit des 15. Meridian. Das heißt, hier entspricht die MEZ der Ortszeit. Die Stadt Görlitz an der Neisse liegt auf diesem Längengrad. Schirwindt, die östlichste Stadt Ostpreußens und damit des Deutschen Reichs, liegt auf 22,64 Grad Ost. Bei 22,5 Grad Ost verläuft die Ostgrenze der mitteleuropäischen Zeitzone. Es wird also in Ostpreußen deutlich früher hell und dunkel als in der Mitte und im Westen des Deutschen Reichs. Heute gilt im Kaliningrad Oblast und Litauen die Osteuropäische Zeit (+1 Std.), im polnischen Ermland und Masuren die MEZ.



## ***Ostpreußischer Alltag im Krieg - Frontfern und männerleer***

Der 1928 in Marienburg geborene Hartmut Boockmann war nicht nur ein international anerkannter Kenner mittelalterlichen Geschichte, sondern auch der Zeitgeschichte Ost- und Westpreußens. Nach seiner Erinnerung ist Ostpreußen bis zum Herbst 1944 ein Region, in der man friedlich leben kann. Die letzten Jahre vor dem Zweiten Weltkriege bringen der Provinz sehr trockene Frühsommer. In den Fichtenwäldern wütet deswegen der Borkenkäfer. Der Wald wird lichter. Die Frühjahrsstürme des Jahre 1943 werfen dann in vielen Forsten den dünn stehenden Bestand an Kiefern um. Die Hochsommer sind heiß und auch trocken.<sup>129</sup> Noch einmal entfalten die ostpreußischen Landschaften ihre Reize.

Jahrzehntelang werden im Rückblick diese scheinbar friedlichen letzten Jahre der Provinz die verlorene Heimat verklären. Boockmann: „Die Versorgung in dem landwirtschaftlich geprägten Gebiet war leichter möglich als in anderen Teilen des Reichs. Von Bombenangriffen hörte man fast nur im Rundfunk, oder man erfuhr von ihnen dadurch, daß Geschädigte und Gefährdete nach Osten evakuiert wurden. Gewiß verklären sich in der Erinnerung die letzten heißen Sommer und verschneiten Winter in den Weiten Ostpreußens, aber es gibt doch genügend Zeugnisse aus dieser Zeit, die einen Eindruck davon vermitteln, wie scheinbar ruhig das Leben hier vor sich ging - in jenen Regionen, wo man als Deutscher unter Deutschen lebte und der Meinung sein konnte, daß Polen weit entfernt war.“<sup>130</sup>

Auch in den ersten Kriegsjahren macht Walter von Sanden-Guja mit seiner verbliebenen „Gefolgschaft“, den deutschen Instleuten und Angestellten der beiden Güter, noch einen Schiffsausflug in die Welt der masurischen Seen. Auf dem gecharterten Dampfer spielt eine von ihm engagierte Militärkapelle: „Über dem lichtblauen See schien die Sonne. Zuerst ging es durch den großen Mauersee an der Insel Upalten vorbei, gegenüber an Steinort des Grafen Lehndorf, dann durch den Dober Teil des Mauersees in das tiefe Taltagewässer. Durch die Stadt Lötzen kamen wir in den Löwentinsee, dann in den langen, schmalen Jagodensee, weiter durch Kanäle, kleinere Seen nach dem Marenenstädtchen Nikolaiken und in den größten der Masurischen Seen, den Spirding.“<sup>131</sup> In manchen Jahren wählt von Sanden-Guja eine andere Tour. Der Betriebsausflug führt dann zum Niedersee mit einem Abstecher zur wilden, kristallklaren Crutinna mit ihren hohen grünen Kronen aus Ufererlen und Weiden. „All diese Gewässer waren gesund und klar, dazu immer wieder Wälder auf dem hügeligen Land bis zu den Ufern.“<sup>132</sup>

Das ist das Ostpreußen-Bild, das Marion Gräfin Dönhoff in ihren Büchern hinterlassen hat. „Die Landschaft ist unvergesslich schön. Echtes Masuren, wo wie wir es von unseren Paddeltouren her kennen: wenig Wald, viel Wasser, sandige Wege in einer unendlich weiten Hügelandschaft, rote Dächer und ein lichtblauer, wolkenloser Himmel darüber. Wir reiten während etwa zwei Stunden am Ufer, eigentlich muß man schon sagen, an der Küste des Spirding entlang. Das ist wirklich ein gewaltiger See und so blau, dass man es kaum glauben kann. Der Weg windet sich langsam durch das Land, manchmal ist es ein Feldweg, dann wieder ein schmaler Pfad und zuweilen eine richtige Straße, die ein Dorf mit dem anderen ver-

bindet und die bald nach Norden, bald nach Süden von unserer eigentlichen Richtung abweicht.“<sup>133</sup> Die Bücher der exzellenten Autorin sind auch deshalb erfolgreich, weil sie in ihren Erzählungen die Leser geschickt bei ihrer schwermütigen Nostalgie abholen und dann mit dem Tatsächlichen wie aus dem Hinterhalt konfrontieren. Auf dem Ritt mit ihrer Cousine Sißi von Lehdorf durch Masuren im September 1941 registriert die Gräfin das Ungeheuerliche im scheinbar Alltäglichen: „Überall graben die Leute Kartoffeln, alles, was noch oder schon laufen kann, ist unterwegs: Kinder, Frauen, Greise. Und Gefangene.“<sup>134</sup> Die beiden Reiterinnen erreichen an einem Abend Nikolaiken am Spirdingsee, eine Stadt der Frauen: „Das Städtchen ist völlig ausgestorben, man hört keinen Laut. Nirgends ist Licht, niemand auf der Straße. Ja, die Männer sind alle weg, sagt unser Freund, nur ein paar von uns Bauern hat man zur Herbstbestellung beurlaubt.“<sup>135</sup>

Gemessen an Westdeutschland und Berlin, die fast pausenlosen, immer stärker werdenden Luftangriffen ausgesetzt sind, bleibt Ostpreußen fast fünf Kriegsjahre eine Oase des Friedens. Hin und wieder fliegen aber doch russische Flugzeuge ein, wie Marianne Günther im September 1942 den Eltern nach Köln meldet, für die Luftangriffe und das Dröhnen der Flak alltägliche Ereignisse geworden sind: „Übrigens fliegen die Russen auch schon mal nach Königsberg. Unser Dorf liegt auf der Strecke. Hier ist es gut eine Stunde früher dunkel als im Westen. Man hört sie manchmal schon um neun Uhr surren, ein komisches Gefühl, wenn man keine Flak dabei hört.“<sup>136</sup>

Die Versorgung der Bevölkerung nach einem Bezugssystem auf Kartensystem funktioniert ausreichend. Für die an gute, reichliche und fetthaltige Kost gewöhnten Ostpreußen sind es trotzdem magere Jahre, nicht zuletzt auf dem Lande.

In Ostpreußen künden drei Jahre lang eigentlich nur die Wehrmachtsberichte und die Todesanzeigen in den Heimatzeitungen davon, dass rings um Deutschland die heftigsten Kämpfe toben und dass ab dem Jahr 1943 die Ostfront Kilometer um Kilometern zurückgedrängt wird, Mitte 1943 Nordafrika und Süditalien von den Alliierten besetzt werden und dass Anfang Juni 1944 eine Invasion der Westmächte droht.<sup>137</sup> Die Kreisleiter und Ortsgruppenleiter und damit die NSDAP sind noch eine Autorität, gegen die es keinen offenen und auch nur gelegentlich verborgenen Widerstand gibt. Bei jeder Gelegenheit bagatellisieren sie die Rückschläge und neuen Gefahren an den Fronten, auch wenn die Realität des Krieges die Heimat in ihrer persönlichsten Form erreicht, in der Nachricht vom Soldatentod eines nahen Angehörigen.

Eigentlich haben die NSDAP-Ortsgruppenleiter die unangenehme Aufgabe, die Angehörigen gefallener Soldaten vom Tod der Männer, Söhne und Brüder zu unterrichten. Viele drücken sich davor. Ernst-August Brenneisen aus Wabbeln im Kreis Stallupönen, der als Soldat an der Ostfront schwer verletzt wird und fast zwei Jahre in ostpreußischen Lazaretten verbringen muss, hat die ganze Prozedur als empörend empfunden. „Das Regiment oder die Kompanie mußte die Nachricht zuerst an die Ortsgruppe der Partei schicken. Der Ortsgruppenleiter sprach dann im Namen der Partei in einem Schreiben die Anteilnahme aus und schickte einen seiner braunen Helfer mit diesem Schreiben zu der betroffenen Familie. Mein Vater rea-

gierte auf das überbrachte Schreiben, was seinen Sohn Franz anging, mit den Worten: ‚Lassen Sie mich sofort allein!‘ auch sehr erbost, wie viele andere Familien auch.“<sup>138</sup>

Im März 1943 gehört es zu den Aufgaben der Junglehrerin Marianne Günther, in gotischer „Kunstschrift“ die Ehrenliste der Gefallenen des Dorfes in das „Dorfbuch“ von Gertlauken einzutragen. Dafür besucht sie die Angehörigen der Gefallenen der Kriege seit 1813. „Neulich war ich abends bei der Familie Mauritz. Er hat ein Baugeschäft und ist ein stiller, ruhiger Mensch. Vor zwei Monaten ist sein einziger Sohn gefallen, 19 Jahre, ein fleißiger, freundlicher Junge. Er war Hitlerjugendführer und wurde im April 1942 eingezogen. Ich habe ihn gekannt. Er hatte die Gesellenprüfung und arbeitete im Geschäft des Vaters. Jetzt sind nur noch zwei Töchter, 17 und 6 Jahre alt, da. ‚Das Vaterland darf jedes Opfer fordern‘, sagte die Mutter ganz still, aber sie und ihr Mann weinten dabei. Ich glaube, daß sie etwas Trost im Glauben finden, denn sie scheinen sehr fromm zu sein, vor Tisch wurde gebetet und danach wieder.“<sup>139</sup> Am 10. März 1943 nennt die Totenliste des Dorfbuchs von Gertlauken „23 Namen aus dem jetzigen Krieg, 36 aus dem Ersten Weltkrieg, einer von 1870/71 und keiner von 1813“, wie Marianne Günther in einem Brief aufzählt.<sup>140</sup>

In Bumbeln im Kreis Gumbinnen bringt der Briefträger Uschkura in den Monaten und Jahren nach Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion insgesamt fünfzehnmal die Nachricht „Gefallen für das Vaterland“ in die Bumbelner Familien. Acht Männer aus dem Dorf werden vermisst, was häufig den Tod, manchmal Kriegsgefangenschaft in einem sowjetischen Lager bedeutet.<sup>141</sup>

In den vielen ostpreußischen Garnisonsstädten werden laufend neue Jahrgänge ausgebildet. Den Ersatz-Bataillonen und –abteilungen weisen die Wehersatzdienststellen der Landkreise immer mehr bisher als „unabkömmlich“ gestellter Männer zu. Nach der Ausbildung, die ca. drei Monate dauert, werden die Männer umgehend den ostpreußischen Frontdivisionen zugeteilt. Für den Fronteinsatz wird dort in Feld-Ersatz-Bataillonen ihre Ausbildung noch einmal verbessert. Zu den Hauptaufgaben des Königsberger Stellvertretenden Generalkommandos gehört zudem die Aufstellung immer neuer Divisionen und Sonderverbände.<sup>142</sup> In Ostpreußen sind aber noch bis in den Herbst 1944 etwa 160.000 wehrfähige Männer „UK-gestellt“.<sup>143</sup>

Auch Marianne Günther reist viel mit der Bahn. In einem Teil ihrer Ferien besucht sie die Eltern in Köln. Mit dem Umsteigen in Berlin – manchmal mit einer Übernachtung in der Hauptstadt verbunden - ist sie mehr als einen Tag unterwegs. Immer sind die Züge voll. Unter den Reisenden sind viele Soldaten auf Urlaub oder Genesende, die zu ihren Einheiten an der Front zurückkehren. Die Rheinländerin tourt auch viel in der Provinz, weil sie das sie immer noch befremdende Ostpreußen kennenlernen will. Am 22. September 1942 berichtet sie in einem Brief von einer Reise in die Rominter Heide: „Meine gute Laune aber wurde dann in Tapiau doch sehr gedämpft, als ich auf dem Bahnsteig einen vollen Lazarettzug sah, die weißen Betten mit stillen Verwundeten und andere Verwundete, die mit ihren Verbänden auf dem Bahnsteig standen. Immer wieder packte mich die Frage, warum trifft es die einen und warum geht es anderen gut.“<sup>144</sup>

Noch im Juni 1944 kann es sich Marianne Günther in Ostpreußen gut gehen lassen. Die Eltern tadeln sie ob ihrer viele Berichte von fröhlichen Feiern mit Alkoholgenuss. Sie sind in Sorge, dass sie ihre Arbeit in der Schule vernachlässigt. Sie hat eine Entschuldigung: „Aber die Ostpreußen sind sehr gesellig und lieben Besuche und das Zusammensein mit Verwandten, Freunden und Nachbarn. Das ist hier auf dem Dorf ganz anders wie bei uns in der Stadt, und mir gefällt es, und ich fühle mich irgendwie geborgen, daß ich dazugehöre.“<sup>145</sup>

In den Ferien im Juli 1942 ist sie mit zwei anderen Junglehrerinnen aus dem Kreis Labiau zu einem Ernteeinsatz von BDM-Führerinnen in Hohenstein im Kreis Osterode verpflichtet. Die Frauen sammeln sich in Königsberg, wo sie eine Nacht verbringen dürfen. Die vier jungen Frauen sind in Privatquartieren untergebracht. „Meine Gastleute waren sehr fürsorglich. Abends wollten wir ... ins Kino, doch alle waren überfüllt, und so landeten wir im Café Alhambra, einem Musikcafé, brechend voll mit Offizieren und eleganten Frauen.“<sup>146</sup> Am nächsten Morgen geht ihre Reise über Allenstein nach Hohenstein. Dort werden die BDM-Führerinnen in einer Jugendherberge untergebracht. „Wir waren insgesamt zweihundert BDM-Führerinnen aus Ostpreußen, sechzehn aus Düsseldorf und dazu wir Junglehrerinnen.“<sup>147</sup> Von einem Lager mit zehntausenden von hungernden Russen in Sichtweite des Tanenbergdenkmals schreibt Marianne Günther nichts.

Die Besucher der Stadt und die Königsberger sind angesichts der Schrecken der Zeit nicht nur vergnügungs-, sondern auch bildungssüchtig. Am 25. Mai 1944 schreibt der Kunsthistoriker Wilhelm Worringer an eine Freundin der Familie, Maruschka Jenisch, über die gerade begonnene Vorlesung im Sommersemester: „Vor meinem Kolleg wird immer noch kinomäßig Schlange gestanden und durch die verstopften Gänge komme ich kaum zum Katheder.“<sup>148</sup>

Am 4. August 1944 hält Worringer von 18.00 bis 19.00 Uhr seine letzte Kollegstunde. Er spricht über Rembrandt. Er notiert in sein Tagebuch: „Katastrophale Fülle“. Seinem Freund Curtius berichtet er nach Bonn, dass diese Vorlesung die bestbesuchte seiner ganzen 35jährigen Lehrtätigkeit gewesen sei.<sup>149</sup>

Seit 1942 bewirtschaftet Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der als Angehöriger eines ehemals regierenden Fürstenhauses auf Befehl Hitlers nach drei Jahren aus der Wehrmacht entlassen wurde, das Gut Cadinen bei Elbing. Es befindet sich noch immer im Privatbesitz der Hohenzollern. Mit seiner aus dem Geschlecht der Romanows stammenden Frau, Prinzessin Kira, und einer wachsenden Kinderzahl führt er ein zurückgezogenes Landleben. Es wird aber nach Aussage des Prinzen erheblich durch die beiden Gutsverwalter gestört. Die beiden sind „heftige“ Nationalsozialisten und auch Amtsträger in der Partei. „Da ich von Hause kein Landwirt war und es mir an Erfahrung fehlte, konnte ich ohne sie nicht auskommen, denn sie waren beide in ihrem Beruf sehr tüchtig. Als ich trotzdem versuchte, mich von ihnen zu trennen, schlug es fehl. Sie terrorisierten unsere Gutsarbeiter und zwangen sie, mit ‚Heil Hitler‘ zu grüßen, was diese immer unterließen, sobald die Verwalter nicht in der Nähe waren.“<sup>150</sup>

Nur zwei Angestellten des Guts traut Louis Ferdinand politisch, dem Rendanten Otto Braun, auch Bürgermeister von Cadinen und dem Direktor der Majolika-Fabrik, Wilhelm Dietrich.<sup>151</sup>

Der Anspruch des nationalsozialistischen Herrschaftssystems ist umfassend. Spitzel sind überall und verraten, wohl zumeist aus nationalsozialistischer Überzeugung, Arbeitskollegen,

Kameraden und Nachbarn. Mit jedem Kriegsjahr mehr klaffen bei der Justiz das Delikt und das von der nationalsozialistischen Justiz verhängte Strafmaß auseinander. Drakonische Strafen treffen nicht nur Juden, Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter, politische und religiöse Gegner des Systems sondern alle, die nach Maßgabe nationalsozialistischer Gesetze die Wehrkraft zersetzen. Die Zersetzung kann fast alles bewirkt haben: Schwarzschlachtung, Diebstahl von Wertstoffen, aber auch die „Ausnutzung der Verdunklung“.

Paul Ronge hat 1963 in seinen „Erinnerungen eines Strafverteidigers“ an bestürzenden Fallbeispielen die in Ostpreußen von Staatsanwälten und Richtern besonders brutal ausgeübte Unrechtjustiz beschrieben: „Ein junger Mann hatte in einer Mondnacht eine Frau belästigt. ‚Ausnutzung der Verdunkelung.‘ Todesstrafe wurde erkannt und vollstreckt.“ In diesem Fall wendet sich die belästigte Frau selbst mit Bitte um Gnade an die Staatsanwaltschaft. „Sie wurde nicht müde, zu betuern: ‚Hätte ich das geahnt, ich hätte den jungen Mann niemals angezeigt.‘“ In diesem Fall ist der zum Tode Verurteilte ein treuer Anhänger des Führers. Ronge kann noch seine letzten Worte zitieren: „Es lebe Adolf Hitler und die Leibstandarte!“ Trotzdem hatte er sich für seine letzten Tage ein Neues Testament in die Zelle erbeten. Es galt als Vergünstigung, daß ihm seine Schwester ein Paar sogenannte Pulswärmer stricken durfte, damit die Handschellen nicht zu sehr kühlten. Er hieß Willuda.“<sup>152</sup> Ronge kann auch zwei Lehrer aus Masuren nicht vor dem Fallbeil bewahren. Sie werden hingerichtet, weil sie „unter besonderen Verhältnissen“ nicht volljährige Schülerinnen verführt hatten. Paul Ronge zu dem, was für nationalsozialistische Rechtsprechung darunter zu verstehen ist: „Die besonderen Verhältnisse waren hier nicht die Verdunkelung, sondern die Abwesenheit einiger Väter, die Soldaten waren. Als ob solche Taten jemals davon abhängig gewesen wären, wo sich die Eltern befanden.“<sup>153</sup>

Ronge, der zwar am Standort Königsberg zur Wehrmacht eingezogen ist, aber - sozusagen nebenher - weiter seine Kanzlei betreiben darf, begibt sich beruflich fast täglich zu Mandanten in die „Annahme“ des Königsberger Gefängnisses. „Die Annahme ist ein grauer Raum mit grauergitterten Fenstern. An der grauen Wand Karteikästen, davor eine Theke, hinter ihr drei Beamte und eine Justizangestellte, Frau Abel. Immer, wenn ich in diesen Raum komme, wird mir klar, wieviel unendliches Leid in ihm gewohnt hat. Diesen Raum hat jeder neu eingewiesene „Zugang“, wie man die Gefangenen nennt, zu passieren. In ihm wird jeder Besuch, auch der Anwälte, notiert. Ronge: „Hier werden die Hingerichteten registriert, über ihre Habseligkeiten und über ihr Begräbnis wird hier verhandelt. Hier ist die Endstation menschlichen Leides.“<sup>154</sup> In der Annahme sind die Opfer - Wehrkraftzersetzer, Fahnenflüchtige, Kriegswirtschaftsschädiger, verurteilte Anhänger des Nationalsozialismus, Polen, Russen und Juden fast alle gleich.

Für den Strafverteidiger Paul Ronge ist es ein Ort der Verzweiflung, aber auch von menschlichen Heroismus: „Vor der Theke steht ein hochgewachsener, alter Mann, der jüdische Kaufmann Hirschfeld aus Allenstein. Seine Hände liegen auf dem Leib, Fesseln - die bekannte „Acht“ - umschließen sie. Zwei der Beamten und Frau Abel sehen unsicher zu ihm hinüber, der dritte Beamte wendet ihm den Rücken zu und blättert an einem Pult in einer Akte. Ich kenne den Fall dieses Juden. Er ist wegen ‚Wirtschaftsverbrechens‘ zum Tode verurteilt wor-

den, weil er eine ihm gehörende Nähmaschine gegen eine Gans eingetauscht hat. Kaum bin ich im Raum, öffnet sich die Tür. Ein Staatsanwalt im Straßenanzug tritt ein, sieht den alten Kaufmann an, blättert in seiner Handakte, sieht dann wieder den alten Mann an und sagt, äußerlich gleichgültig: ‚Der Führer und Reichskanzler hat von seinem Gnadenrecht keinen Gebrauch gemacht. Ich habe Ihnen zu eröffnen, daß Ihre Hinrichtung heute um fünfzehn Uhr stattfindet.‘ Und mit kühlem Interesse sieht er auf den Todeskandidaten. Der aber hebt ganz langsam seine Hände mit den Fesseln bis zum Herzen, verbeugt sich leicht vor dem Staatsanwalt, sieht durch ihn hindurch in ferne Weiten und sagt nur zwei Worte: ‚Bitte sehr.‘<sup>155</sup>

Der Pfarrer der Bekennenden Kirche Hugo Linck ist gut bekannt mit dem katholischen Propst Meier. Meier ist die katholische Seelsorge im Königsberger Gefängnis übertragen, da er polnisch spricht und sich seit Kriegsbeginn viele Zwangsarbeiter aus Polen unter den Inhaftierten befinden. „Die zum Tode Verurteilten hatte Meier auf ihre letzte Stunde vorzubereiten, und wöchentlich fanden an einem hierfür feststehenden Tage Hinrichtungen statt, bis zu 17 an einem Tag.“<sup>156</sup> Linck und Meier haben eine unausgesprochene Absprache. Bei Besprechungen streckt Meier so viele Finger hoch, als in der vergangenen Woche Menschen in Königsberg durch das Fallbeil ihr Leben haben lassen müssen.<sup>157</sup>

In den Jahren des Zweiten Weltkriegs ist Ostpreußen nicht nur Gefängnis für Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter und zivilverpflichtete Ausländer, sondern wie Schlesien, das Sudetenland und Hinterpommern „Luftschutzkeller“ des Reichs. Dazu ist es landwirtschaftliches Überschussgebiet, in dem trotz Zwangsverwirtschaftung auf dem Lande immer irgendwelche Lebensmittel organisiert werden können. Die Provinz nimmt mehr als eine Viertelmillion aus den Großstädten evakuierte Frauen, Kinder und Jugendliche auf.

Ab 1943 setzt ein massiver Zustrom von Berlinern in den Landkreis Elchniederung ein, während ihre Heimstadt in Trümmern versinkt. Jeder größere Bauernhof der Niederung wird mit Ausgebombten und Müttern mit Kindern belegt. Mit den Berliner Kindern kommen auch Berliner Lehrer in den Kreis. Sie werden auf Veranlassung des Gumbinner Regierungsschulrats in einer Tagung im „Deutschen Haus“ in Neukirch mit der Eigenart der Landschaft an der Memel, deren Menschen und ihrer Geschichte bekannt gemacht.<sup>158</sup> 1943 kommen für kurze Zeit auch nach Bumbeln Berliner Frauen und Kinder, auch zur Familie von Alfred Schiedat: „Ob sich wohl noch dieser oder jener von denen an die Zeit in Bumbeln und daran erinnert, wie wir sie aufgenommen haben?“<sup>159</sup>

Auch das Gutshaus von Launingken im Kreis Darkehmen (Angerapp) ist bald überfüllt mit Berliner Bombenflüchtlingen. Walter von Sanden-Guja sieht in der Belegung der Gutshäuser mit Evakuierten eine gezielte Maßnahme der junkerfeindlichen Königsberger Parteileitung um Erich Koch. „Obgleich sie selbst in schwerster Sorge um die eigene Existenz war, vergaß sie nicht, diejenigen zu überlasten, bei denen sie Widerstände vermutete.“<sup>160</sup>

Marta und Wilhelm Worringer reisen auch in den Kriegsjahren. Im Sommer 1941 durchqueren sie in einem Urlaub ganz Deutschland bis zum Bodensee. Eine solche ausgedehnte Reise ist allerdings eine Ausnahme. Ihr Fernweh nach Rom und Paris können sie nicht mehr stillen. Sie halten sich in den anderen Jahren in München und Berlin auf.

Nidden wird ihr geistiger Rettungsanker. Noch im Jahr 1943 können sich die Worringers vom 24. August bis zum 18. September hier aufhalten. Es ist ihre letzte Reise auf die noch ganz friedliche Kurische Nehrung. Marta Worringer schreibt in einem Brief: „Wohnen bei Gustav Blode; ein bischen spießig, aber ordentlich; Essen, mit einiger Nachhilfe, ausreichend. Will freut sich seiner Bademorgen; ich genieße den Wald und die Haushaltlosigkeit ...“<sup>161</sup>

Im März 1944, als die Worringers wie so manche in Königsberg bereits mit den Packen beginnen und anfangen, Pakete nach Westen zu schicken, reservieren sie wieder für Juli und August ein Sommerquartier bei Blode. Sie seien sich der „Merkwürdigkeit ihres Handelns durchaus bewusst“ gewesen meint ihre Biografin Helga Grebing.<sup>162</sup>

Der Braunsberger Hans Preuschoff ist zur Wehrmacht eingezogen und arbeitet in einer Propagandakompanie in Berlin. Im Büro vermeidet er jedes politische Gespräch. Im Familienkreis hält er mit seiner pessimistischen Meinung nicht hinter dem Berge. „Mein guter Schwager, der stolz die Uniform eines Stabsapothekers trug, pflegte zu sagen: Du siehst nicht nur schwarz - du rußt!“

Als Preuschoff Mitte des Jahres 1944 Verwandte im Ermland besucht, bemerkt er, Goebbels würde zwar wie gedruckt lügen, „aber in einem hat er recht, nämlich wenn er ausmalt, was die Frauen von den Sowjetsoldaten zu erwarten haben. So forderte ich die Verwandten auf, wenigstens die drei jüngeren Schwestern rechtzeitig ins Reich zu schicken. Da fiel mich der frisch Angetraute einer der Schwestern an: ‚Du glaubst wohl auch nicht mehr an den Endsieg?‘ Verdammter Kerl, dachte ich, jetzt fehlt nur noch, daß du mich anzeigst.“ Die drei Schwestern von Preuschoff bleiben in Ostpreußen. Sie werden von den Russen verschleppt. „Zwei sind in Rußland umgekommen, nur eine ist von dort nach Jahren zurückgekehrt, natürlich nicht in die alte Heimat, sondern zu uns nach Fulda.“<sup>163</sup>

Walter von Sanden-Guja sieht im Sommer 1944 die Anzeichen für den beginnenden Untergang Ostpreußens: „Auf meinen Fahrten nach Launingken sah ich Bilder, wie ich sie mir aus dem Dreißigjährigen Kriege vorstellte.“<sup>164</sup> Dem Gutsherrn begegnen Wagen mit Flüchtlingen aus dem Inneren Russlands und aus den baltischen Ländern. „Dem deutschen Militär vorseilend flohen sie vor den Russen. Schlecht gekleidete, planlos wandernde deutsche Soldaten, mehr noch als Einzellerscheinungen, manchmal auch mit Fuhrwerken mit lebendem Geflügel und anderen Lebensmitteln zogen auf unseren Straßen, scheu, voller schlechtem Gewissens, oder dreist, allem die Stirne bietend. Bedauernswerte Gestalten, demoralisiert durch lange, nicht aufzuhaltende Rückzüge“.<sup>165</sup>

## **Angreifer und Verteidiger - Der größte Bluff seit Dschingis Khan**

Schon Anfang Dezember 1944 legt das Oberkommando der Roten Armee in Moskau den Beginn der allgemeinen Offensive in Ostpreußen auf den 20. Januar 1945 fest. Es geht davon aus, dass der Vormarsch seiner Armeen nur langsam vorankommen wird. In der Endphase der jetzt auf deutschem Boden stattfindenden Kämpfe rechnet die „Stavka“ mit erbittertem Widerstand. Sie setzt für die Operation anderthalb Monate an. Dann sollen die deutschen Verteidiger Ostpreußens vernichtet sein oder kapituliert haben. Bis zu ihrer Zerschlagung werden letztlich fast dreieinhalb Monate vergehen.<sup>166</sup>

Der befohlene finale Vorstoß nach Ostpreußen ist Teil eines Angriffs der Roten Armee von den Kaparten bis zur Memel. Der Aufmarsch wird von der deutschen Aufklärung zwar weitgehend erkannt. Adolf Hitler ist in seinem damaligen oberhessischen Hauptquartier aber ganz auf die Ardennenoffensive im Westen fixiert. Für ihn ist der sowjetische Aufmarsch im Osten „der größte Bluff seit Dschingis Khan“. So äußert er noch zu Weihnachten 1944 gegenüber seinem Generalstabschef Heinz Guderian.

Um Ostpreußen herum stehen insgesamt 16 sowjetische Armeen der 2. Weißrussischen Front und 3. Weißrussischen Front, darunter eine Panzer- und zwei Luftarmeen. Die 1. Baltische Front ist mit der 43. Armee nördlich der Memel gegen Ostpreußen aufmarschiert. Ihre anderen Armeen belagern den deutschen Kurlandkessel. Die 17 sowjetischen Armeen um Ostpreußen sind in 130 Schützendivisionen, acht Panzer- bzw. mechanisierte Korps und 22 Artillerie- und Flakartillerie gegliedert. Die Divisionen haben 1,67 Mio. Soldaten unter Waffen. Gut 1,2 Mio. Mann gehören Kampfeinheiten an. Diese Einheiten verfügen über 3.800 Panzern und Sturmgeschütze sowie ca. 25.000 Artilleriegeschütze, Granatwerfer und Stalinorgeln. 3.100 Kampfflugzeuge sichern den Armeen der drei Fronten die totale Lufthoheit.<sup>167</sup> Als Teil der 303. Jagdfliegerdivision der 1. Luftarmee fliegt auch das französische Jagdfliegergeschwader „Normandie-Njemen“ in Jak-9. und Jak-3-Jagdflugzeugen in Ostpreußen Angriffe. Die „Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion“ sieht eine deutliche Überlegenheit der eigenen Truppen. „Die sowjetischen Truppen waren den deutschen an Menschen 2,8fach, an Artillerie 4,6fach, an Panzern 4,7fach und an Flugzeugen 5,8fach überlegen.“<sup>168</sup>

Diesem Aufmarsch stehen auf deutscher Seite in Ostpreußen die Heeresgruppe Mitte unter Generaloberst Reinhardt mit der 3. Panzerarmee (Generaloberst Raus), der 4. Armee (General Hoßbach) und der 2. Armee (Generaloberst Weiß) gegenüber. In und um Ostpreußen besitzt die Wehrmacht Ende 1944 einschließlich des „Kessels Memel“ noch 35 1/2 Infanterie-, sieben Panzer- und neun Panzergrenadierdivisionen mit 1.363 Panzern und 469 Artillerie-Batterien. Sowjetische Quellen geben an, die deutsche Luftwaffe hätte in ihrer Luftflotte 6 (Ostfront) noch über 515 Flugzeuge verfügt.<sup>169</sup>

Mit 580.000 Mann hat die Heeresgruppe Mitte zu Beginn des Jahres 1945 einen relativ hohen Personalbestand. Das kann allerdings nicht im direkten Verhältnis zu ihrer Kampfstärke gesehen werden. Grundsätzlich sind in den Armeen der Wehrmacht proportional mehr Sol-



daten in rückwärtigen Stäben und im Tross gebunden als in der Roten Armee. In der Zahl von 580.000 Männern sind zudem die ca. 80.000 Männer des „Volkssturms“ mitgezählt, die eigentlich der NSDAP unterstehen. Den Anforderungen der damaligen Kriegsführung an Bewaffnung, Ausbildung und Beweglichkeit genügt der Volkssturm nicht, „obwohl er, in Ostpreußen bereits im September 1944 aufgerufen, noch gut organisiert“ ist wie Richard Lakowski im 20. Band von „Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg“ schreibt.<sup>170</sup> An der Verteidigung Ostpreußens nehmen innerhalb der Wehrmacht auch Ausbildungs-, Reserve-, Festungs-, Wach-, Marine-, Polizei- und Transportformationen wie Reichsbahner teil. Am Ende werden auch Hitler-Jugendliche, die sogar zu jung für den Eintritt in den Volkssturm waren, den Wehrmachtskommandanten unterstellt.

Die deutsche 3. Panzerarmee hat sich am linken Memelufer von der Ostsee bis Sudargas (ca. 10 km südöstlich Schmalleningken) und weiter südlich bis Stallupönen (Ebenrode) zur Verteidigung eingerichtet. Die 4. Armee verschanzt sich östlich der Masurischen Seen auf der Linie Stallupönen (Ebenrode)-Nowogród am Narew. Ab hier – an der Mündung des Westlichen Bugs bis zur Weichsel - hat die 2. Armee Stellung bezogen. Als Reserven hat die Heeresgruppe vier Panzer-, drei Panzergrenadier- und anderthalb Infanteriedivisionen in rückwärtigen Räumen bereit gestellt. Sie umfassen fast 100.000 ihrer Männer. Noch Anfang November hatte sie hinter ihrer 560 km langen Front über neun Panzerdivisionen als Reserven verfügt. Sie hatte dann aber auf Befehl des Wehrmachtoberkommandos laufend Verbände für die Ardennenoffensive und zur Verteidigung Westungarns abgeben müssen.

Die deutsche Verteidigung kann sich auf ein in vielen Jahrzehnten entstandenes, tief gestaffeltes ostpreußisches Befestigungssystem stützen. Das Terrain ist mit seinen vielen eingeschnittenen Flussläufen, Seen und Waldgebieten für massive Panzereinsätze eigentlich ungeeignet, wie die „Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion“ fast schon entschuldigend für den dann folgenden langwierigen Kampf schreibt. „Das dichte Netz tiefgestaffelter Befestigungen bot dem Gegner die Möglichkeit, Ostpreußen mit schwachen Kräften hartnäckig zu verteidigen, zumal die geographischen Bedingungen für die Verteidigung sehr günstig waren.“<sup>171</sup>

Die strategische Lage der deutschen 4. Armee und der 3. Panzerarmee hat sich zum Jahreswechsel 1944/45 verschlechtert. Ein typischer harter ostpreußischer Winter hat Einzug gehalten. Flüsse, Seen Kanäle und Sümpfe sind zu großen Teilen zugefroren und damit begeh- und oft auch befahrbar geworden. Das Oberkommando der 4. Armee sucht mit Unterstützung von Wissenschaftler durch Pioniereinheiten auf den stehenden Gewässern die Bildung einer tragfähigen Eisdecke zu verhindern. Die Versuche schlagen fehl. Nur auf dem Goldapersee gelingt es, die Eisdecke durch Ablassen des Wassers um Einsturz zu bringen. Der Oberkommandiere der 4. Armee, General Friedrich Hoßbach, meint, der Winter hätte die geografischen Vorteile der Verteidiger aufgehoben. Angesichts dieser Kenntnisse hätte nach Hoßbachs Meinung die deutsche Heeresleitung entweder Verstärkungen heranbringen müssen – die es nicht mehr gab – oder die Front auf eine engere innere Linie verkürzen müssen.

Manfred Zeidler sieht die Wehrmacht für den erwarteten Großangriff schlecht gerüstet und die Masse der Bevölkerung in den Ostgebieten zur Jahreswende 1944/45 uninformiert: „Hinter ihren dünnen, durch Reserven kaum geschützten Verteidigungslinien lebte eine über den wahren Ernst der Kriegslage lange im unklaren gehaltene deutsche Zivilbevölkerung, über die der Krieg fast über Nacht wie eine alle Dämme niederreißende Springflut hereinbrechen sollte.“<sup>172</sup>

Ostpreußen soll von der 3. Weißrussischen Front erobert werden. Durch einen Angriffskeil in Richtung Königsberg soll sie die deutschen Truppen in Ostpreußen aufrollen, ab- und zusammendrängen und sie dann vernichten.<sup>173</sup> Der Angriff der 2. Weißrussischen Front zielt bei Beginn der Operation noch vornehmlich auf die Weichsel und damit Westpreußen. Er soll eigentlich nach Nordwesten und nicht nach Norden vorgetragen werden. Das dieser Angriff früh Ostpreußen vom Rest des Reiches trennen wird, ist bei der Planung nicht erwartet worden.

Der Königsberger Rechtsanwalt Paul Ronge, der viele Jahre mehr pro Forma die Wehrmachtsuniform getragen hatte und auch als Soldat seine Kanzlei in Königsberg weiter betreiben konnte, ist im Oktober 1944 aus der Königsberger Etappe in einen Frontabschnitt im Regierungsbezirk Zichenau versetzt worden. Weihnachten 1944 darf er noch einmal bei seiner Frau und den zwei Töchtern in Königsberg verbringen. Dann muss er zurück an die Front: „In der Frühe des 6. Januar 1945, an einem trüben Morgen, stand meine Frau mir gegenüber auf dem Bahnsteig des Hauptbahnhofs in Königsberg, die kleine Katharina auf dem Arm, Valeska, gerade schulpflichtig, an der Hand. Der Zug setzte sich in Bewegung. Wir hatten versucht, tapfer zu sein.“<sup>174</sup> Die Familie soll sich in den Westen absetzen. Der Hausherr gibt der Hausfrau für den Tag des Fluchtbeginns einen Rat: „Ich hatte noch gesagt: ‚Vergiß nicht, die Antenne zu erden und den Gashahn zu schließen.‘“<sup>175</sup>

Im Kreis Rößel führt der Königsberger Rechtsanwalt Linus Kather in seinem Seeburger Revier am 12. und 13. Januar 1945 eine Jagd durch. Im nahen Seeburg ist eine Heereswaffenschule stationiert. „Die Offiziere wollten gerne jagen, es gab also keinerlei Schwierigkeiten mit der Heranziehung von Schützen und Bereitstellung von Treibern.“<sup>176</sup> Bei den beiden Treibjagden werden etwa 50 Hasen erlegt. Am 12. Januar 1945 beginnt gleichzeitig die russische Offensive auf Ostpreußen: „Wir hörten an beiden Tagen von morgens bis abends ohne Pause den fernen, aber deutlich wahrnehmbaren Kanonendonner. Wir konnten uns über die Bedeutung dieses anhaltenden Artilleriefeuers nicht lange im Unklaren sein. Es war eine unheimliche Begleitmusik.“<sup>177</sup>

Prinz Louis Ferdinand von Preußen verwaltet für seinen Vater, den letzten Kronprinzen des Deutschen Kaiserreichs, das ehemalige kaiserliche Gut Cadinen am Frischen Haff. „Meine letzten vierzehn Tage in Cadinen, im Januar 1945, verliefen in fast grotesker Weise normal. Jeder wusste, dass das Unheil bald hereinbrechen werden; zugleich aber breitete sich jener Fatalismus aus, der für solche Situationen typisch ist.“<sup>178</sup> Wie alljährlich hält der Prinz noch eine Wintertreibjagd ab. Weihnachten und Neujahr hat Prinz Louis Ferdinand noch bei seiner im August abgereisten Familie in Golzow im Oderbruch verbracht. Er ist nach Cadinen zurückgekehrt. „Dieses ‚Ausharren auf meinem Posten‘ war praktisch wertlos, aber als Vertre-

ter des Eigentümers von Cadinen mußte ich bleiben und jeden Eindruck vermeiden, als ob ich mich aus dem Staube machte und alles im Stich ließe.“<sup>179</sup> Die beiden Verwalter des Guts, überzeugte Nationalsozialisten, lehnen jede Vorbereitung zur Evakuierung ab.<sup>180</sup>

Der Lehrer Willy Hanemann ist Ende 1944 als Soldat im „Generalgouvernement“ bei Tschentstochau stationiert. Zu Weihnachten erhält er Urlaub. Er darf ihn bei seiner Familie im Schulhaus von Widitten verbringen. Zwischen Weihnachten und Neujahr packt er viele Pakete mit Dingen, die für ihn wertvoll sind. Er schickt sie zu Verwandten in seinen Geburtsort Urbach im Ostharz. „Die Postpakete sind alle angekommen, auch die Unterlagen für dieses Buch. Meine Frau hat sie dann, als die Russen die Zonengrenze besetzten, in sechzehn gewagten Grenzübertritten bei Nacht auf dem Rücken in die Westzone gebracht. Die Pakete aber, die mit der Bahn verschickt wurden, sind alle verloren gegangen.“<sup>181</sup>

Als Anfang Januar 1945 der Urlaub zu Ende geht, fällt Hanemann der Abschied schwerer als sonst. „In den Schränken und Regalen standen etwa 2.000 Bücher, von denen ich ein Drittel noch nicht gelesen hatte. Da stand der sechsendreißigbändige Goethe, den ich mir die Zeit nach dem Kriege aufgespart hatte, ebenso Schiller, aber auch die anderen Klassiker, die ich schon gründlich studiert hatte, Hebbel, Uhland, Mörike, Kleist u.a.“ Hanemann geht ein letztes Mal durch Schulhaus und Garten. Er steigt die Treppen zum Obergeschoss hoch und steht am hohen Fenster seines Werkraumes: „Als ich dann am hohen Fenster stand und über das Dorf hin zum Walde und Wasser blickte, da kam mir zum Bewußtsein, wie glücklich ich hier gewesen war. Hier wollte ich wieder arbeiten. Die Russen würden wohl arg hausen, aber wir würden alles wieder zurechtbiegen.“<sup>182</sup> Der letzte Gang führt Hanemann zur Nachbarin, der Frau seines Freundes Hermann Wenk. Er hält diese für entschlossfreudig und durchsetzungsstark. Ihr vertraut er seine Familie an: „Ich schilderte ihr schonungslos, was sie bei einer russischen Invasion zu erwarten hatte und nahm ihr das Versprechen ab, bei einer Flucht meine Frau und meine Tochter mitzunehmen. So fuhr ich etwas beruhigter zur Front nach Tschentstochau zurück.“<sup>183</sup> Die Nachbarfamilie Wenk wird ihr Versprechen halten und Hanemanns Frau und Tochter mit auf die Flucht nehmen.

- 
- <sup>1</sup> Ernst Wiechert, Wälder und Menschen, Eine Jugend in Ostpreussen, München, 2007, Seite 180
- <sup>2</sup> Pfeiffer-Belli, Erich: Junge Jahre im alten Frankfurt und eines langen Lebens Reise, Wiesbaden, München, 1986, Seite 382ff
- <sup>3</sup> Horst Biernath, Eine Jugend in Ostpreußen, Abschied und Wiederkehr, zwei Romane in einem Band, München, 1973 Seite 333
- <sup>4</sup> Lovis Corinth, Meine frühen Jahre, Hamburg, 1954, Seite 39f.
- <sup>5</sup> Der Kreis Lötzen, Ein ostpreußisches Heimatbuch, In Zusammenarbeit mit vielen Sachkennern erarbeitet und gestaltet von Dr. Max Meyhöfer, Ostdeutsche Beiträge, Aus dem Göttinger Arbeitskreis, Band XX, Würzburg, 1961, hier: Die natürlichen Grundlagen des Wirtschaftslebens, Dr. Max Meyhöfer, Seite 41 f
- <sup>6</sup> Pfeiffer-Belli, Erich: Junge Jahre im alten Frankfurt und eines langen Lebens Reise, Wiesbaden, München, 1986, Seite 382ff
- <sup>7</sup> Heinrich A. Kurschaft, Das Buch vom Memelland, Heimatkunde eines deutschen Grenzlandes, Oldenburg, 1968, Seite 45
- <sup>8</sup> Heinrich A. Kurschaft, Das Buch vom Memelland, Heimatkunde eines deutschen Grenzlandes, Oldenburg, 1968, Seite 44
- <sup>9</sup> Marie Luise Kaschnitz, Tagebücher, 1936-1966, Frankfurt 2000, Seite 180f
- <sup>10</sup> Der Kreis Lötzen, Ein ostpreußisches Heimatbuch, In Zusammenarbeit mit vielen Sachkennern erarbeitet und gestaltet von Dr. Max Meyhöfer, Ostdeutsche Beiträge, Aus dem Göttinger Arbeitskreis, Band XX, Würzburg, 1961, hier: Die natürlichen Grundlagen des Wirtschaftslebens, Dr. Max Meyhöfer, Seite 41 f
- <sup>11</sup> Agnes Harder, Die kleine Stadt, Aus meinen Kindertagen, München, 1966, Seite 73
- <sup>12</sup> Alexander Fürst zu Dohna-Schlobitten, Erinnerungen eines alten Ostpreußen, Würzburg 2007, Seite 52
- <sup>13</sup> Alfred Schiedat, Bumbeln, Kreis Gumbinnen, Die Geschichte eines ostpreußischen Dorfes und seiner Bewohner, Hamburg, 1978, Seite 23
- <sup>14</sup> Alfred Schiedat, Bumbeln, Kreis Gumbinnen, Die Geschichte eines ostpreußischen Dorfes und seiner Bewohner, Hamburg, 1978, Seite 23
- <sup>15</sup> Willy Kramp, Der letzte Feind., Aufzeichnung, München 1969, Seite 143
- <sup>16</sup> Der Kreis Lyck, Ein ostpreußisches Heimatbuch, hrsg. Von Reinhold Weber, Leer, 1981, hier: Das Landschaftsbild des Kreise Lyck, Seite 31
- <sup>17</sup> Der Kreis Lötzen, Ein ostpreußisches Heimatbuch, In Zusammenarbeit mit vielen Sachkennern erarbeitet und gestaltet von Dr. Max Meyhöfer, Ostdeutsche Beiträge, Aus dem Göttinger Arbeitskreis, Band XX, Würzburg, 1961, hier: Die natürlichen Grundlagen des Wirtschaftslebens, Dr. Max Meyhöfer, Seite 41 f
- <sup>18</sup> Der Kreis Lyck, Ein ostpreußisches Heimatbuch, hrsg. Von Reinhold Weber, Leer, 1981, , hier: Das Landschaftsbild des Kreise Lyck, Seite 29
- <sup>19</sup> Johannes Mignat. Der Kreis Goldap, Ein ostpreußisches Heimatbuch, Würzburg, 1965, hier: Die Eisenbahnen, von Ernst Schmidt, Seite 400
- <sup>20</sup> Wichert, Ernst: Richter und Dichter. Ein Lebensausweis, Berlin und Leipzig, 1899, Seite 29
- <sup>21</sup> Linus Kather, Halali in Ostpreußen, Erinnerungen an ein geraubtes Land, Esslingen, 1977, Seite 53
- <sup>22</sup> Linus Kather, Halali in Ostpreußen, Erinnerungen an ein geraubtes Land, Esslingen, 1977, Seite 53
- <sup>23</sup> Paul Boldt, Dorfchronik von Tharau/Ostpreußen, Dortmund 1982, Seite 99
- <sup>24</sup> Ernst Froese , Kahlberger Woche der Nr. 5, 5. Jahrgang, 14. Juni 1930, "Vom Winter auf der Frischen Neherung", zitiert nach [http://westpreussen.we.funpic.de/Kahlberg/kahlberg6/kahlberg\\_6.htm](http://westpreussen.we.funpic.de/Kahlberg/kahlberg6/kahlberg_6.htm)
- <sup>25</sup> Ulla Lachauer, Land der vielen Himmel, Memelländischer Bilderbogen, Die Photosammlung Walter Engelhardt, Berlin 1992, Seite 21
- <sup>26</sup> Hrsg. Kreisgemeinschaft Elchniederung in der Landsmannschaft Ostpreußen e.V., zusammengestellt von Paul Lenke, hier: Die Wasserstraßen der Elchniederung, von Oskar Krueger, Seite 31
- <sup>27</sup> Hrsg. Kreisgemeinschaft Elchniederung in der Landsmannschaft Ostpreußen e.V., zusammengestellt von Paul Lenke, hier: Die Wasserstraßen der Elchniederung, von Oskar Krueger, Seite 31
- <sup>28</sup> Hrsg. Kreisgemeinschaft Elchniederung in der Landsmannschaft Ostpreußen e.V., zusammengestellt von Paul Lenke, hier: Die Wasserstraßen der Elchniederung, von Oskar Krueger, Seite 31

- 
- <sup>29</sup> Der Kreis Lötzen, Ein ostpreußisches Heimatbuch, In Zusammenarbeit mit vielen Sachkennern erarbeitet und gestaltet von Dr. Max Meyhöfer, Ostdeutsche Beiträge, Aus dem Göttinger Arbeitskreis, Band XX, Würzburg, 1961, hier: Die natürlichen Grundlagen des Wirtschaftslebens, Dr. Max Meyhöfer, Seite 41 f
- <sup>30</sup> Der Kreis Lötzen, Ein ostpreußisches Heimatbuch, In Zusammenarbeit mit vielen Sachkennern erarbeitet und gestaltet von Dr. Max Meyhöfer, Ostdeutsche Beiträge, Aus dem Göttinger Arbeitskreis, Band XX, Würzburg, 1961, hier: Ein Gutsbetrieb, von Karl Ehlers, Rittergutsbesitzer auf Ranten, Seite 178
- <sup>31</sup> Dieter Hertz-Eichenrode, Politik und Landwirtschaft in Ostpreußen 1910-1930, Untersuchung eines Strukturproblems in der Weimarer Republik, Köln und Opladen, 1969, Seite 139
- <sup>32</sup> Hedwig von Lölhöffel, Tharau liegt woanders, Ein Lied, ein Dorf und seine Menschen. Düsseldorf, 1987, Seite 196
- <sup>33</sup> Hermann Sudermann, Das Bilderbuch meiner Jugend, Stuttgart und Berlin, 1922, Seite 34
- <sup>34</sup> (1 Scheffel = ca. 56 Liter)
- <sup>35</sup> Das Ostpreußenblatt/Preußische Allgemeine Zeitung, 14. September 2002, zitiert nach:  
<http://www.webarchiv-server.de/pin/archiv02/3702ob38.htm>
- <sup>36</sup> Paul Boldt, Dorfchronik von Tharau/Ostpreußen, Dortmund 1982, Seite 108
- <sup>37</sup> Käthe Kollwitz, Aus meinem Leben, Ein Testament des Herzens, Freiburg, 2006, Seite 31f
- <sup>38</sup> Käthe Kollwitz, Aus meinem Leben, Ein Testament des Herzens, Freiburg, 2006, Seite 31f
- <sup>39</sup> Marie Luise Kaschnitz, Tagebücher, 1936-1966, Frankfurt 2000, Seite 156
- <sup>40</sup> Käthe Kollwitz, Aus meinem Leben, Ein Testament des Herzens, Freiburg, 2006, Seite 31f
- <sup>41</sup> Käthe Kollwitz, Aus meinem Leben, Ein Testament des Herzens, Freiburg, 2006, Seite 31f
- <sup>42</sup> Michael Wieck, Zeugnis vom Untergang Königsbergs.. Ein ‚Geltungsjude‘ berichtet, Mit einem Vorwort von Siegfried Lenz, München 2005, Seite 37
- <sup>43</sup> Wichert, Ernst: Richter und Dichter. Ein Lebensausweis, Berlin und Leipzig, 1899, Seite 229ff
- <sup>44</sup> Wichert, Ernst: Richter und Dichter. Ein Lebensausweis, Berlin und Leipzig, 1899, Seite 231f
- <sup>45</sup> Wichert, Ernst: Richter und Dichter. Ein Lebensausweis, Berlin und Leipzig, 1899, Seite 229ff
- <sup>46</sup> Hermann Sudermann, Das Bilderbuch meiner Jugend, Stuttgart und Berlin, 1922, Seite 212
- <sup>47</sup> Wichert, Ernst: Richter und Dichter. Ein Lebensausweis, Berlin und Leipzig, 1899, Seite 19
- <sup>48</sup> Andreas Kossert, Ostpreußen, Geschichte und Mythos. München, 2005. Seite 159ff
- <sup>49</sup> Käthe Kollwitz, Die Tagebücher, herausgegeben von Jutta Bohnke-Kollwitz, Köln 1988, S. 748ff2, zitiert nach:  
Klaus Schulz-Sandhof, Radau in Rudau, Geschichte eines ostpreußischen Dorfes. Teil II: Das 20. Jahrhundert, Bausteine zu einer Regionalgeschichte des Samlandes/Ostpreußen, S. 68
- <sup>50</sup> Klaus Schulz-Sandhof, Radau in Rudau, Geschichte eines ostpreußischen Dorfes. Teil II: Das 20. Jahrhundert, Bausteine zu einer Regionalgeschichte des Samlandes/Ostpreußen, S. 69
- <sup>51</sup> Klaus Schulz-Sandhof, Radau in Rudau, Geschichte eines ostpreußischen Dorfes. Teil II: Das 20. Jahrhundert, Bausteine zu einer Regionalgeschichte des Samlandes/Ostpreußen, S. 69
- <sup>52</sup> Käthe Kollwitz, Aus meinem Leben, Ein Testament des Herzens, Freiburg, 2006, Seite 19
- <sup>53</sup> Ernst Wiechert, Wälder und Menschen, Eine Jugend in Ostpreussen, München, 2007, Seite 88f
- <sup>54</sup> Michael Wieck, Zeugnis vom Untergang Königsbergs.. Ein ‚Geltungsjude‘ berichtet, Mit einem Vorwort von Siegfried Lenz, München 2005, Seite 51
- <sup>55</sup> Willy Kramp, Der letzte Feind., Aufzeichnung, München 1969, Seite 85
- <sup>56</sup> Willy Kramp, Der letzte Feind., Aufzeichnung, München 1969, Seite 85
- <sup>57</sup> Willy Kramp, Der letzte Feind., Aufzeichnung, München 1969, Seite 85
- <sup>58</sup> Pfeiffer-Belli, Erich: Junge Jahre im alten Frankfurt und eines langen Lebens Reise, Wiesbaden, München, 1986, Seite 382ff
- <sup>59</sup> Grebing, Helga: Die Worringers. Bildungsbürgerlichkeit als Lebenssinn. Wilhelm und Martha Worringer (1881-1965), Seite 106
- <sup>60</sup> Martin A. Borrmann, Sieben Hügel, sieben Brücken und die Linie Sieben, Königsberg: in Ruth Maria Wagner und Otto Dikreiter, Ostpreußisches Panorama, Eine Reise nach Hause, München, 1968, Seite
- <sup>61</sup> Immanuel Birnbaum, Achtzig Jahre dabeigewesen, Erinnerungen eines Journalisten, München, 1974, Seite 26
- <sup>62</sup> Max Fürst, Gefilte Fisch und wie es weiterging, München, 2004 Seite 90f
- <sup>63</sup> Max Fürst, Gefilte Fisch und wie es weiterging, München, 2004 Seite 245
- <sup>64</sup> Pfeiffer-Belli, Erich: Junge Jahre im alten Frankfurt und eines langen Lebens Reise, Wiesbaden, München, 1986, Seite 382ff
- <sup>65</sup> Fritz Gause, Königsberg in Preußen, Die Geschichte einer europäischen Stadt, München 1968, Seite 184

---

<sup>66</sup> Martin A. Borrmann, Sieben Hügel, sieben Brücken und die Linie Sieben, Königsberg: in Ruth Maria Wagner und Otto Dikreiter, Ostpreußisches Panorama, Eine Reise nach Hause, München, 1968, Seite 21f

<sup>67</sup> Max Fürst, Gefilte Fisch und wie es weiterging, München, 2004 Seite 131f

<sup>68</sup> Heinrich A. Kurschat, Das Buch vom Memelland, Heimatkunde eines deutschen Grenzlandes, Oldenburg, 1968, Seite 158

<sup>69</sup> Heinrich A. Kurschat, Das Buch vom Memelland, Heimatkunde eines deutschen Grenzlandes, Oldenburg, 1968, Seite 158

<sup>70</sup> Toerner, Wolfgang (Kiel) Festvortrag zum Kreistreffen am 30. März 2003 in Bad Fallingbostel, zitiert nach <http://www.tilsit-ragnit.de/download/ostprlith700geschichte.pdf>, abgerufen am 29.11.2019

<sup>71</sup> „Ostpreußen und Litauer - 700 Jahre gemeinsame Geschichte“, Festvortrag zum Kreistreffen am 30. März 2003 in Bad Fallingbostel, gehalten von Wolfgang Toerner, Kiel

<sup>72</sup> Andreas Kossert, Ostpreußen, Geschichte und Mythos. München, 2005. Seite 62

<sup>73</sup> „Ostpreußen und Litauer - 700 Jahre gemeinsame Geschichte“, Festvortrag zum Kreistreffen am 30. März 2003 in Bad Fallingbostel, gehalten von Wolfgang Toerner, Kiel

<sup>74</sup> Fritz Tetzner, Die Slawen in Deutschland, Beiträge zur Volkskunde der Preußen, Litauer und Letten, der Masuren und Philipponne, der Tschechen, Mährer und Sorben, Polarben und Slowinzen, Kaschuben und Polen, Braunschweig 1902, Seite 53

<sup>75</sup> Ostpreußen und Litauer - 700 Jahre gemeinsame Geschichte, Festvortrag zum Kreistreffen am 30. März 2003 in Bad Fallingbostel, gehalten von Wolfgang Toerner, Kiel

<sup>76</sup> Heinrich A. Kurschat, Das Buch vom Memelland, Heimatkunde eines deutschen Grenzlandes, Oldenburg, 1968, Seite 123f

<sup>77</sup> Andreas Kossert, Ostpreußen, Geschichte und Mythos. München, 2005. Seite 134f

<sup>78</sup> Ostpreußen und Litauer - 700 Jahre gemeinsame Geschichte, Festvortrag zum Kreistreffen am 30. März 2003 in Bad Fallingbostel, gehalten von Wolfgang Toerner, Kiel

<sup>79</sup> Zitiert nach: [Dietmar Willoweit, 700 Jahre Deutsch-Litauische Nachbarschaft, Festvortrag, gehalten auf den Memelländischen Kulturtagen in Düsseldorf 2006 vom 27. Mai bis 24 Juni](#)

<sup>80</sup> Heinrich A. Kurschat, Das Buch vom Memelland, Heimatkunde eines deutschen Grenzlandes, Oldenburg, 1968, Seite 123

<sup>81</sup> Fritz Tetzner, Die Slawen in Deutschland, Beiträge zur Volkskunde der Preußen, Litauer und Letten, der Masuren und Philipponen, der Tschechen, Mährer und Sorben, Polarben und Slowinzen, Kaschuben und Polen, Braunschweig 1902, Seite 28

<sup>82</sup> Andreas Kossert, Ostpreußen, Geschichte und Mythos. München, 2005. Seite 64

<sup>83</sup> halten sie zusammen

<sup>84</sup> werden aufsässig

<sup>85</sup> Streu

<sup>86</sup> zitiert nach: Zweck, Albert: Ostpreußen. Land und Volk. Erster Band. Litauen. Eine Landes- und Volkskunde, Stuttgart, 1898, Seite 152

<sup>87</sup> [Dietmar Willoweit, 700 Jahre Deutsch-Litauische Nachbarschaft, Festvortrag, gehalten auf den Memelländischen Kulturtagen in Düsseldorf 2006 vom 27. Mai bis 24 Juni](#)

<sup>88</sup> Andreas Kossert, Ostpreußen, Geschichte und Mythos. München, 2005. Seite 17

<sup>89</sup> Fritz Tetzner, Die Slawen in Deutschland, Beiträge zur Volkskunde der Preußen, Litauer und Letten, der Masuren und Philipponen, der Tschechen, Mährer und Sorben, Polarben und Slowinzen, Kaschuben und Polen, Braunschweig 1902, Seite 26

<sup>90</sup> Masalkis, Hans: Kleine Geschichte Litauens. In Zusammenhang mit seinen Nachbarn, Oldenburg, 2005, Seite 90

<sup>91</sup> Masalskis, Hans: Kleine Geschichte Litauens in Zusammenhang mit seinen Nachbarn. Oldenburg, 2005, Seite 96

<sup>92</sup> Allerley zuverlässige Nachrichten, in: Kristijons Donelaitis, Ras"tai, Vilnius 1977, S. 412-413, zitiert nach: <http://www.collasius.org/LITERATUR/KUZBORSKA/donelaitis.htm>

<sup>93</sup> Fritz Tetzner, Die Slawen in Deutschland, Beiträge zur Volkskunde der Preußen, Litauer und Letten, der Masuren und Philipponne, der Tschechen, Mährer und Sorben, Polarben und Slowinzen, Kaschuben und Polen, Braunschweig 1902, Seite 53

- <sup>94</sup> Fritz Tetzner, Die Slawen in Deutschland, Beiträge zur Volkskunde der Preußen, Litauer und Letten, der Masuren und Philipponen, der Tschechen, Mährer und Sorben, Polarben und Slowinzen, Kaschuben und Polen, Braunschweig 1902, Seite 29
- <sup>95</sup> Zitiert nach: Wenau, Lutz: Der Pfarrerdichter von Tollmingkehmen und seine Zeit. Lilienthal, 1996 Seite 94
- <sup>96</sup> Fritz Tetzner, Die Slawen in Deutschland, Beiträge zur Volkskunde der Preußen, Litauer und Letten, der Masuren und Philipponen, der Tschechen, Mährer und Sorben, Polarben und Slowinzen, Kaschuben und Polen, Braunschweig 1902, Seite 29f
- <sup>97</sup> Ulla Lachauer, Land der vielen Himmel, Memelländischer Bilderbogen, Die Photosammlung Walter Engelhardt, Berlin 1992, Seite 17
- <sup>98</sup> Andreas Kossert, Ostpreußen, Geschichte und Mythos. München, 2005. Seite 171
- <sup>99</sup> Reinhold Bernhard Jachmann, Nachrichten über die Kurische Nehrung, ohne Ort, 1825, zitiert nach: Ludwig Passarge, Die Kurische Nehrung, Herausgegeben und eingeleitet von Henning Sietz, Frankfurt/m. 2002, Vorwort, Seite 108f
- <sup>100</sup> Ludwig Passarge, Die Kurische Nehrung, Herausgegeben und eingeleitet von Henning Sietz, Frankfurt/m. 2002, Vorwort, Seite 108f
- <sup>101</sup> Pietsch, Richard: Fischerleben auf der Kurischen Nehrung, dargestellt in kurischer und deutscher Sprache, Berlin, 1982, Seite 1
- <sup>102</sup> Andreas Kossert, Ostpreußen, Geschichte und Mythos. München, 2005. Seite 192
- <sup>103</sup> Heinrich A. Kurschat, Das Buch vom Memelland, Heimatkunde eines deutschen Grenzlandes, Oldenburg, 1968, Seite 123
- <sup>104</sup> Erhard Riemann, Ein Kapitel ostpreußischer Volkskunde, Sprache und Brauchtum; in: Ruth Maria Wagner und Otto Dikreiter, Ostpreußisches Panorama, Eine Reise nach Hause, München, 1968, Seite 261 Erich Riemann, geboren 3.4.1907 in Kraußen, Kreis Königsberg, Mitarbeiter am Preußischen Wörterbuch
- <sup>105</sup> Friedrich Scholz in der Einleitung zu Pietsch, Richard: Fischerleben auf der Kurischen Nehrung, dargestellt in kurischer und deutscher Sprache, Berlin, 1982, Seite 6
- <sup>106</sup>
- <sup>107</sup> Robert Teichert, Das Kirchspiel Regerteln (Kreis Heilsberg), Pinneberg (Selbstverlag), 1965, Seite 64
- <sup>108</sup> Heimatbuch des Kreises Wehlau, Alle-Pregel-Deime-Gebiet, 1. Band, Leer 1975. hier: Hans Schenk, Aus der Geschichte der Stadt Tapiau, Seite 251
- <sup>109</sup> Hildegard Rauschenbach, Zuhause in Pillkallen, Dorfgeschichten erlebt in Ostpreußen, Würzburg, 2003, Seite 17
- <sup>110</sup> Martin Büttner, 50 Jahre Freiwillige Feuerwehr Pr. Holland, Kreisbuch Pr. Holland, Ein ostpreußisches Heimatbuch, hrsg. von der Kreisgemeinschaft Pr. Holland, Glückstadt, 1978, Seite 205f
- <sup>111</sup> Piepkorn, Otto: Die Heimatchronik der westpreußischen Stadt Christburg und des Landes am Sorgefluß. Eine neue Chronik, Detmold, 1962, Seite 164
- <sup>112</sup> Anton Greifenberg, Plausen, Erinnerungen an ein ermländisches Kirchdorf, Kisdorf, 1969, Seite 51
- <sup>113</sup> Geselliges Leben in Mühlhausen, Der Kreis Rosenberg, Ein westpreußisches Heimatbuch, Hrsg. vom Heimatkreis Rosenberg und dem Patenkreis Halle/West., zusammengestellt von Alfred Müsse, Detmold, 1963, hier: Die Geschichte der Bischofswerder, Alfred Müsse, Seite 170f
- <sup>114</sup> Der Kreis Neidenburg, Ein ostpreußisches Heimatbuch, Hrsg. von der Gemeinschaft ,Kreis Neidenburg e.V.', Landshut, 1968, hier: Die Polizei im Kreis Neidenburg, Friedrich Skusa, Seite 154
- <sup>115</sup> Der Kreis Neidenburg, Ein ostpreußisches Heimatbuch, Hrsg. von der Gemeinschaft ,Kreis Neidenburg e.V.', Landshut, 1968, hier: Die Polizei im Kreis Neidenburg, Friedrich Skusa, Seite 153
- <sup>116</sup> Der Kreis Heiligenbeil, Ein ostpreußisches Heimatbuch, zusammengestellt und bearbeitet von Emil Johannes Guttzeit. Leer, 1975, hier: Die Verwaltung des heimischen Raumes, Seite 348
- <sup>117</sup> Johannes Mignat. Der Kreis Goldap, Ein ostpreußisches Heimatbuch, Würzburg, 1965, hier: Die Zollverwaltung, von Richard Falk, Seite 393
- <sup>118</sup> Erhard Beyer, Kornberg, Kreis Goldap, Ostpreußen, Die Einwohner, ihre Wege, Wattenbek, 2003, Seite 175f
- <sup>119</sup> Gerhardt Brandtner, Ernst Vogelsang, Die Post in Ostpreußen, Ihre Geschichte von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert, Lüneburg 2000, Seite 220
- <sup>120</sup> Gerhardt Brandtner, Ernst Vogelsang, Die Post in Ostpreußen, Ihre Geschichte von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert, Lüneburg 2000, Seite 314
- <sup>121</sup> Gerhardt Brandtner, Ernst Vogelsang, Die Post in Ostpreußen, Ihre Geschichte von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert, Lüneburg 2000
- <sup>122</sup> Ernst Hartmann, Geschichte der Stadt Hohenstein in Ostpreußen, Würzburg, 1959 Seite 92
- <sup>123</sup> Gerhardt Brandtner, Ernst Vogelsang, Die Post in Ostpreußen, Ihre Geschichte von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert, Lüneburg 2000, Seite 157
- <sup>124</sup> Steppuhn, Hans-Hermann, Heimat-Kreisbuch Bartenstein/Ostpr. Geschichte und Dokumentation des Kreises Bartenstein, Ostpreußen, München, 1983, Seite 39

---

<sup>125</sup> Gerhardt Brandtner, Ernst Vogelsang, Die Post in Ostpreußen, Ihre Geschichte von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert, Lüneburg 2000, Seite 172f

<sup>126</sup> Anton Greifenberg, Plausen, Erinnerungen an ein ermländisches Kirchdorf, Kisdorf, 1969, Seite 8f

<sup>127</sup> Gerhardt Brandtner, Ernst Vogelsang, Die Post in Ostpreußen, Ihre Geschichte von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert, Lüneburg 2000, Seite 168f

<sup>128</sup> Geschichte der Zukunft des Verkehrs: Verkehrskonzepte von der frühen Neuzeit bis zum 21. Jahrhundert.

Beiträge zur historischen Verkehrsforschung, Frankfurt 1997, Seite 51

<sup>129</sup> Oskar-Wilhelm Bachor, Der Kreis Gerdauen, hier Geschichte des kölmischen Dorfes Krölligkeim, von Paul Schikowski, Seite 150

<sup>130</sup> Hartmut Boockmann, Deutsche Geschichte im Osten Europas, Ostpreußen und Westpreußen, Berlin, 1992, Seite 419

<sup>131</sup> Walter von Sanden-Guja, Schicksal Ostpreußen, Hannover, 1968, Seite 160

<sup>132</sup> Walter von Sanden-Guja, Schicksal Ostpreußen, Hannover, 1968, Seite 160

<sup>133</sup> Marion Gräfin Dönhoff, Namen die keiner mehr nennt, Ostpreußen- Menschen und Geschichte, München 2004, Seite 71f

<sup>134</sup> Marion Gräfin Dönhoff, Namen die keiner mehr nennt, Ostpreußen- Menschen und Geschichte, München 2004, Seite 71f

<sup>135</sup> Marion Gräfin Dönhoff, Namen die keiner mehr nennt, Ostpreußen- Menschen und Geschichte, München 2004, Seite 69

<sup>136</sup> 17. September 1942 Marianne Peyinghaus, Stille Jahre in Gertlauken, Erinnerungen an Ostpreußen, München 1992, Seite 56

<sup>137</sup> Dieckert, Grossmann, Der Kampf um Ostpreussen, Ein authentischer Dokumentarbericht. München 1960. Seite 24

<sup>138</sup> Ernst-August Brenneisen, Stationen meines Lebens, ein ostpreußischer Bauer erzählt, Dortmund, 1992, Seite 71f

<sup>139</sup> Marianne Peyinghaus, Stille Jahre in Gertlauken, Erinnerungen an Ostpreußen, München 1992, Seite 92

<sup>140</sup> Marianne Peyinghaus, Stille Jahre in Gertlauken, Erinnerungen an Ostpreußen, München 1992, Seite 87

<sup>141</sup> Alfred Schiedat, Bumbeln, Kreis Gumbinnen, Die Geschichte eines ostpreußischen Dorfes und seiner Bewohner, Hamburg, 1978, Seite 57

<sup>142</sup> Dieckert, Grossmann, Der Kampf um Ostpreussen, Ein authentischer Dokumentarbericht. München 1960. Seite 25

<sup>143</sup> Dieckert, Grossmann, Der Kampf um Ostpreussen, Ein authentischer Dokumentarbericht. München 1960.

<sup>144</sup> Marianne Peyinghaus, Stille Jahre in Gertlauken, Erinnerungen an Ostpreußen, München 1992, Seite 60

<sup>145</sup> Brief 23. Juni 1944 Marianne Peyinghaus, Stille Jahre in Gertlauken, Erinnerungen an Ostpreußen, München 1992, Seite 170

<sup>146</sup> Marianne Peyinghaus, Stille Jahre in Gertlauken, Erinnerungen an Ostpreußen, München 1992, Seite 47

<sup>147</sup> Marianne Peyinghaus, Stille Jahre in Gertlauken, Erinnerungen an Ostpreußen, München 1992, Seite 47

<sup>148</sup> Grebing, Helga: Die Worringers. Bildungsbürgerlichkeit als Lebenssinn. Wilhelm und Martha Worringer (1881-1965), Seite 168

<sup>149</sup> Grebing, Helga: Die Worringers. Bildungsbürgerlichkeit als Lebenssinn. Wilhelm und Martha Worringer (1881-1965), Seite 168

<sup>150</sup> Louis Ferdinand Prinz von Preußen. Im Strom der Geschichte, Die Heimkehr nach Potsdam, München, 1993, Seite 290

<sup>151</sup> Louis Ferdinand Prinz von Preußen. Im Strom der Geschichte, Die Heimkehr nach Potsdam, München, 1993, Seite 290

<sup>152</sup> Paul Ronge, Im Namen der Gerechtigkeit, Erinnerungen eines Strafverteidigers, München, 1963, Seite 209f

<sup>153</sup> Paul Ronge, Im Namen der Gerechtigkeit, Erinnerungen eines Strafverteidigers, München, 1963, Seite 209f

<sup>154</sup> Linck, Hugo: Der Kirchenkampf in Ostpreußen. 1933 bis 1945. Geschichte und Dokumentation, München, 1968, Seite 234

<sup>155</sup> Paul Ronge, Im Namen der Gerechtigkeit, Erinnerungen eines Strafverteidigers, München, 1963, Seite 214f

<sup>156</sup> Linck, Hugo: Der Kirchenkampf in Ostpreußen. 1933 bis 1945. Geschichte und Dokumentation, München, 1968, Seite 234

<sup>157</sup> Linck, Hugo: Der Kirchenkampf in Ostpreußen. 1933 bis 1945. Geschichte und Dokumentation, München, 1968, Seite 234



- 
- <sup>158</sup> Hrsg. Kreisgemeinschaft Elchniederung in der Landsmannschaft Ostpreußen e.V., zusammengestellt von Paul Lenke, hier Gowarten, Wilhelm Packschies, Seite 383
- <sup>159</sup> Alfred Schiedat, Bumbeln, Kreis Gumbinnen, Die Geschichte eines ostpreußischen Dorfes und seiner Bewohner, Hamburg, 1978, Seite 57
- <sup>160</sup> Walter von Sanden-Guja, Schicksal Ostpreußen, Hannover, 1968, Seite 201
- <sup>161</sup> Grebing, Helga: Die Worringers. Bildungsbürgerlichkeit als Lebenssinn. Wilhelm und Martha Worringer (1881-1965), Seite 191f
- <sup>162</sup> Grebing, Helga: Die Worringers. Bildungsbürgerlichkeit als Lebenssinn. Wilhelm und Martha Worringer (1881-1965), Seite 191f
- <sup>163</sup> Hans Preuschoff, Journalist im Dritten Reich, Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands, Beiheft 6., Münster. 1987, Seite 85f
- <sup>164</sup> Walter von Sanden-Guja, Schicksal Ostpreußen, Hannover, 1968, Seite 199
- <sup>165</sup> Walter von Sanden-Guja, Schicksal Ostpreußen, Hannover, 1968, Seite 199
- <sup>166</sup> Manfred Zeidler, Kriegsende im Osten, Die Rote Armee und die Besetzung Deutschlands östlich von Oder und Neiße 1944/45, München 1996, Seite 77
- <sup>167</sup> Manfred Zeidler, Kriegsende im Osten, Die Rote Armee und die Besetzung Deutschlands östlich von Oder und Neiße 1944/45, München 1996, Seite 80ff
- <sup>168</sup> Autorenkollektiv des Institut f. Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee d. Kommunistischen Partei d. Sowjetunion: Die siegreiche Beendigung d. Krieges mit dem faschistischen Deutschland ; Die Niederlage des imperialistischen Japans. 1967, Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion. Band 5, Berlin, 1967, Seite 115
- <sup>169</sup> Autorenkollektiv des Institut f. Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee d. Kommunistischen Partei d. Sowjetunion: Die siegreiche Beendigung d. Krieges mit dem faschistischen Deutschland ; Die Niederlage des imperialistischen Japans. 1967, Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion. Band 5, Berlin, 1967, Seite 112f
- <sup>170</sup> Lakowski, Richard: Der Zusammenbruch der deutschen Verteidigung zwischen Ostsee und Karpaten, in: Die Eroberung und Besetzung des Deutschen Reiches, in: Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1945, Erster Halbband: Die militärische Niederwerfung der Wehrmacht, Band 10, Erster Halbband, Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, München 2008, Seite 529ff
- <sup>171</sup> Autorenkollektiv des Institut f. Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee d. Kommunistischen Partei d. Sowjetunion: Die siegreiche Beendigung d. Krieges mit dem faschistischen Deutschland ; Die Niederlage des imperialistischen Japans. 1967, Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges der Sowjetunion. Band 5, Berlin, 1967, Seite 112f
- <sup>172</sup> Manfred Zeidler, Kriegsende im Osten, Die Rote Armee und die Besetzung Deutschlands östlich von Oder und Neiße 1944/45, München 1996, Seite 82f
- <sup>173</sup> Dieckert, Grossmann, Der Kampf um Ostpreussen, Ein authentischer Dokumentarbericht. München 1960. Seite 80
- <sup>174</sup> Paul Ronge, Im Namen der Gerechtigkeit, Erinnerungen eines Strafverteidigers, München, 1963, Seite 306
- <sup>175</sup> Paul Ronge, Im Namen der Gerechtigkeit, Erinnerungen eines Strafverteidigers, München, 1963, Seite 306
- <sup>176</sup> Linus Kather, Halali in Ostpreußen, Erinnerungen an ein geraubtes Land, Esslingen, 1977, Seite 65f
- <sup>177</sup> Linus Kather, Halali in Ostpreußen, Erinnerungen an ein geraubtes Land, Esslingen, 1977, Seite 65f
- <sup>178</sup> Louis Ferdinand Prinz von Preußen. Im Strom der Geschichte, Die Heimkehr nach Potsdam, München, 1993, Seite 310
- <sup>179</sup> Louis Ferdinand Prinz von Preußen. Im Strom der Geschichte, Die Heimkehr nach Potsdam, München, 1993, Seite 310
- <sup>180</sup> Louis Ferdinand Prinz von Preußen. Im Strom der Geschichte, Die Heimkehr nach Potsdam, München, 1993, Seite 310
- <sup>181</sup> Hanemann, Willy: Widitten. Der Schulmeister erinnert sich, Rodgau, 1986. seite 255ff
- <sup>182</sup> Hanemann, Willy: Widitten. Der Schulmeister erinnert sich, Rodgau, 1986. seite 255ff
- <sup>183</sup> Hanemann, Willy: Widitten. Der Schulmeister erinnert sich, Rodgau, 1986. seite 255ff